Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 20 Leipzig, den 17. Mai 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Heilsgewißheit: 4 — Für und wider Naumann — Was heißt Christlich-Sozial? — Das Recht eines christlichen Sozialismus: 4. Christentum und Kirche; 5. Partei oder nicht? (Schluß) — Jesus-Issa — Verschiedenes: Eine Versammlung von Atheisten; Das Ei des Kolumbus; Gedichte; Moderne Schriftkenntnis — Anzeigen

Heilsgewißheit

4*)

Sein Geist giebt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Römer 8, 16.

Pfingsten! Wem jauchzt nicht das Herz bei dem festlichen Klang dieses Wortes! Alle glücklichen Erinnerungen frohverlebter Kindheit, alles, was unser Gedächtnis an Stunden der Weihe und Erhebung in sich birgt, von dem ersten bewußten gläubigen Gebet bis zu den segensreichen Anfassungen der Konfirmation und darüber hinaus das ganze Gebiet geistlicher Erfahrung umspannend, es verbindet sich mit der Predigt der Schöpfung in Wald und Flur von Gottes unverbrüchlicher Treue und singt ein hohes Lied dem allerheilsamsten Tröster, dem Geist Gottes, der unserm Geist Zeugnis giebt, daß wir Gottes Kinder sind. Pfingsten ist das Fest der Erfüllung. Es bringt die in der Gottesthat von Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Himmelfahrt verborgen liegenden Kräfte ans Licht, es bringt die Aussaat der Ewigkeit zur zeitlichen Reife, es führt die Wasser überweltlichen Lebens in das Strombett der Weltgeschichte ein und giebt dem Christentum damit das Gepräge der höchsten Wirksamkeit und reinsten Wirklichkeit. „Nicht träumen sollt ihr euer Leben, erleben sollt ihr, was ihr träumt." Pfingsten hat bewiesen, daß Jesu Leben, Leiden und Sterben mehr war als ein seliger Traum. Dieses Fest trägt die Gewähr des religiösen Lebens und seiner heiligsten Hoffnungen in sich, es bürgt uns auch für Recht und Wahrheit unsrer Sehnsucht nach Gewißheit des Heils. Wie aber geschieht das?

Der erste Eindruck der Pfingstgeschichte weist immer auf etwas Besondres, Ungewöhnliches hin, auf eine Kundgebung von überraschender und die Seelen der Jünger völlig überwältigender Kraft und Weihe, auf eine Veranstaltung, die sie nicht getroffen haben, so gewiß sich solche Veranstaltungen nicht willkürlich treffen lassen, auf eine Erfahrung, die trotz der Verheißungen des Herrn, er werde ihnen den Tröster senden und alle Tage bis an der Welt Ende bei ihnen sein, weit über ihr Erwarten, Bitten und Verstehen ging. Gott macht die großen Tage der Heilsgeschichte. Er macht sie als der Herr beider Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren, des Reiches der Natur und des Reiches der Gnade, indem er die Fäden der äußern Dinge, des Weltlaufs und des Lebenslaufs von unten her zusammenflicht mit der Offenbarung seines gnädigen Liebeswillens von oben her aus der Tiefe seines Wesens und dadurch eine Himmelsleiter entstehen läßt, eine wahrhaftige Verbindung des Irdischen und Himmlischen, wie sie in Jesus Christus leibhaftig geworden ist und in Abbildern durch das Christenleben geht. Was wir mit solchem Zusammenflechten meinen, lehrt jeder Blick auf die Kirchengeschichte, auf das Leben frommer Gottesmänner und gläubiger Christenleute. Die Kinderstimme, die einst dem Augustin ihr unverhofftes: Nimm und lies! zurief, war sie nicht Trägerin des göttlichen Geistes? Als Luther in Worms sein herrliches Zeugnis von der Kraft eines guten Gewissens ablegte, waren da nicht alle die Führungen vorausgesetzt, die den Reformator ohne sein Zuthun zur Verantwortung vor Kaiser und Reich nötigten? Der Ort und die Zeit und die äußern Umstände sind unzertrennlich von Gottes Offenbarungen, sie machen ihr Besondres aus. Aus der Pfingstgeschichte wissen wir freilich nur, was die stammelnden Augen- und Ohrenzeugen nachträglich von einem gewaltigen Brausen und von flammenden Feuerzungen berichten. Aber die Zeichen, die Gott gegeben hat, sind ihnen Boten von oben gewesen und werden ihnen das ausgerichtet haben, wozu sie gesendet waren.

Gott sei gedankt, daß es auch heute noch ein Pfingsten giebt, ein Pfingsten geben kann für heilsbegierige Seelen, und daß Gott Ort und Zeit und Wege in seiner allmächtigen Hand hält. Wissen wir nicht alle davon zu erzählen, wie manches mal wir am Ende unsrer Weisheit gestanden haben und keinen Ausweg fanden? Es schien unmöglich, jemals aus dem Gestrüpp einer verworrenen Lebenslage wieder ans Licht zu gelangen; je mehr wir es auf eigne Hand versuchten, desto größer wurde die Ratlosigkeit. Aber über Nacht lösten sich alle Hemmnisse, wie die zusammengeballten Eisschollen sich unter der Macht einer mildern Strömung lösen, und am andern Morgen schritten wir vorwärts auf der geebneten Bahn. Das ist noch äußerlich geredet unter dem Gesichtspunkt des Vorteils und Nachteils. Laßt es uns aber tiefer fassen in der Anwendung auf unser Teuerstes und Bestes, auf die Gewißheit des Heils. Lasset uns lernen, daß Gott Gebete erhört, indem er die geängstete Seele emporreißt mit seinem starken Arme, mit einem einzigen Wink seiner Augen, und sie durch wunderbare Fügungen, durch Führungen, die er allein kennt und weiß, aus der Tiefe des Verderbens auf die Höhe der Berge erhebt, von den uns Hilfe kommt. Der gerade Weg zur Heilsgewißheit geht über die Führungen Gottes in unserm Leben, und der müßte blind und taub sein, dem müßte das Herz von Undank erstarrt sein, der leugnen wollte, solcher Führungen teilhaft geworden zu sein und an ihnen Wendepunkte zur Freiheit und Gewißheit der Kinder Gottes erlebt zu haben. Sein Geist giebt Zeugnis unserm Geist, im kleinen wie im großen, in gesunden und kranken Tagen, im Ueberfluß und im Mangel. Er beschämt uns durch Proben gnädiger Durchhilfe, er stählt uns im Schmelzofen der Trübsal, und es wird mancher unter uns sein, der erst in den kritischen Stunden seines Lebens, wo über das Schicksal vieler Jahre entschieden ward, zum Vollbesitz innerer Gewißheit gelangen konnte, die keine Reflexion noch Anstrengung des Willens ihm vorher zu gewähren vermochte. Wenn wir nur aufmerken wollen! Wenn wir nur der Zucht des Geistes nicht widerstreben! Wenn nur das Verlangen nach Heil nicht erstirbt! Nehmt alle eure Erfahrungen zusammen, alle Erweisungen des göttlichen Geistes, denen ihr in einem kurzen oder langen Leben begegnet seid, türmt sie auf einander

*) Vergl. Nr. 16, 17 und 18. Daß der obige, für unsre Pfingstnummer geschriebne Artikel erst nach dem Fest erscheint, weil die vorige Nummer ihren Inhalt ganz durch die Rücksicht auf den Kongreß empfing, wird seinem Verständnis hoffentlich nicht schaden: denn so flüchtig wird unsre Pfingststimmung doch nicht sein? D H

und erbaut eine Warte, von deren Zinne ihr ausschauen lernt nach neuer Offenbarung von oben. Er wird es thun, der fromme, treue Gott, er läßt nicht ohne Maß versucht werden.

Ein Zweites giebt uns das Pfingstfest zu bedenken, weil es neben der Ausgießung des heiligen Geistes das Fest der Gründung der christlichen Kirche ist. Nicht dem Einzelnen als solchen ward die Gabe des Geistes zu teil, sodaß er hätte hingehen können, um das Unaussprechliche für sich zu genießen, sondern der Gemeinschaft der Jünger. „Als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig bei einander." Diese Einheit bildete ebenso die Voraussetzung des Pfingstfestes wie seine gesegnete Folge. Sie war die Voraussetzung des Pfingstfestes darum, weil nur die gemeinsame Erinnerung aller, an denen die gewaltigen Erlebnisse in der persönlichen Nähe Jesu kund geworden waren, den Nährboden hergab für die Wirkungen des Geistes. Sie war die Folge des Pfingstfestes darum, weil dieses dem fernern Zusammensein und Zusammenbleiben das göttliche Siegel gab. Möchten uns Gottes gnadenreiche Führungen, so sehr sie zunächst dem Einzelnen gelten und sein persönliches Geheimnis ausmachen, in die Gemeinschaft leiten. In die Gemeinschaft einmal insofern, als sie mit den Himmelsgaben des Wortes Gottes und der Sakramente doch recht eigentlich den Nährboden auch unsers geistlichen Lebens bildet. Wir sagen das gegenüber dem Subjektivismus, der nur auf seine Erfahrungen pocht, die er ganz persönlich und unter außerordentlichen Umständen gemacht hat und darüber das Erbe der Taufgnade vergißt, ohne die er überhaupt gar nichts erfahren hätte. Es ist ein Stoff zu Lobgesängen, die bis in die Ewigkeit reichen werden, daß wir durch Gottes großes Erbarmen der Gemeinde Jesu Christi einverleibt sind von unsrer Jugend an. Alle christliche Heilsgewißheit hat hier ihren Ausgangspunkt und muß hierher zurückkehren. Nicht unsre Erfahrungen verbürgen uns die Gewißheit des Heils, sondern das Wort Gottes, in dem sie bewußt oder unbewußt wurzeln, zu dem sie mit wachsender Entschiedenheit hinführen. Aber auch insofern bedarf es der Gemeinschaft, als ohne ihre dauernde Zucht und Pflege selbst das blühendste Glaubensleben verdorren muß. Der Ruf unsrer Zeit nach lebendigen Gemeinden, in denen die Bildung des innern Menschen nicht dem Zufall, sondern der Ordnung der Liebe übergeben ist, liegt genau in der Richtung unsers Themas von der Gewißheit des Heils. Und wenn in diesen Tagen der Evangelisch-soziale Kongreß zusammentritt, so ruht auch im Hintergrund der wirtschaftlichen Fragen, die ihn beschäftigen, die Haupt- und Kardinalfrage: Wie machen wir es, wie macht es die Christenheit, um ihren abgesprengten, verbitterten, verstörten Gliedern zu dem Zeugnis des göttlichen Geistes zurückzuhelfen, daß wir Gottes Kinder sind? Sch

---

Für und wider Naumann

Was heißt Christlich-Sozial? Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann, Pfarrer in Frankfurt a. M. Leipzig, Deichert Nachf., 1894. 100 S. 2 Mk.)*

Nach einem Buch, dessen Titel den Namen Fr. Naumanns als Verfasser trägt, werden vieler Hände greifen. Ihm Leser zu gewinnen, kann nicht der Zweck einer Anzeige sein. Naumann selbst sorgt dafür. So packend, so ursprünglich, so schlagend führt selten einer die Feder, und selten pocht jemandem so warm das Herz, und blickt jemandem so hell das Auge. Dessen freue ich mich immer, wenn ich auch nur eine Zeile aus Naumanns Feder lese. Doch wozu das! Die Leser der Christlichen Welt kennen es ja aus eigner Erfahrung. So haben wir auch nicht nötig, Naumanns Gedankengänge vor unsern Lesern erst besonders zu entwickeln. Wie ein von seiner Sache tief durchdrungner, an seine Sache glaubender Geist spielt er immer dieselbe Melodie in neuen Variationen, immer frisch, darum immer neu. Wir können uns also sofort an die Kritik machen. Und wir entschließen uns um so leichter dazu, als Naumann selbst im Vorwort gesteht, „nicht fertig" zu sein, und den Leser bittet, das „Werdende und Wallende" ihm nachzuempfinden und „an dem innern Prozeß teilzunehmen, der in einem Kopfe entsteht, in dem sich Arbeiterfrage und Evangelium zu verschmelzen suchen."

Was heißt christlich-sozial? Das ist die Frage, um die sich Naumanns Gedankenarbeit bemüht, in der er nach seiner Erkenntnis andern weiterhelfen will. Oder, wie er es soeben ausgedrückt hat, er versucht die Arbeiterfrage und das Evangelium zu verschmelzen. Derselbe Gedanke kehrt im Vorwort noch einmal in andrer Form wieder:

> Daran, daß der Versuch, Christentum und Sozialismus zu verbinden, gelingt, hängt die Zukunft unsers Volkes. Die neue Weltanschauung, deren Morgenrot uns getroffen hat, muß religiöse und wirtschaftliche Momente haben, und beide Momente müssen unter sich in Beziehung stehen. (S. 6)

Naumann setzt mit diesem Gedanken, besser: dieser Aufgabe, zweierlei voraus: einmal, daß thatsächlich Christentum oder Evangelium und Sozialismus oder Arbeiterfrage zwei selbständige Größen sind, die getrennt von einander bestehen können und heute wirklich im wesentlichen von einander getrennt bestehen; zum andern, daß zwischen beiden Größen irgend ein gemeinsamer Punkt bestehen muß, eine Verwandtschaft, die ihre Verbindung ermöglicht, ihre Verschmelzung fordert. Der Sozialismus tritt uns geschichtlich in der Sozialdemokratie entgegen. An ihre Ausrottung ist nicht zu denken. Sie ist mit unverlöschbaren Zügen in die Seele unsers Volkes geschrieben — vorläufig. Es muß sich also irgendwo in ihr ein Punkt finden, wo sie bei aller wesentlichen Verschiedenheit vom Christentum mit diesem zusammenklingt. Dieser Punkt muß der Ausgangspunkt der christlich-sozialen Arbeit sein. Welches ist dieser Punkt?

1. Der Ausgangspunkt und das Ziel

So unausrottbar für menschliche Kunstgriffe die Sozialdemokratie ist, so sicher wird sie sich, das ist Naumanns Ueberzeugung, überleben, sie wird an ihrer Gottlosigkeit und ihrem fadenscheinigen Dogmatismus sterben. Aber sie wird uns eine Frage zurücklassen: Was thut die Gesellschaft für die unterste Schicht des Volkes? Das ist das Erbe, das der christliche Sozialismus antreten muß.

> Was wir von der Sozialdemokratie übernehmen müssen, ist der Gesichtspunkt: „von unten her." Wir bearbeiten die soziale Frage vom Standpunkt der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten. Nur so sind wir ehrlich „christlich-sozial." (S. 6, vgl. S. 17)

Damit ist nun der Punkt gefunden, in dem der Sozialismus mit dem Christentum zusammentrifft. Wer ein Christlich-Sozialer werden will, der soll „Marx und Christus" studiren — Marx, um „mit den Bedrängten," Christus, um „für die Bedrängten" die soziale Frage anzufassen (S. 17). Nur wer weiß, wie es einem „Arbeiter" ums Herz ist, wird an der sozialen Frage mitarbeiten können, das lernt einer aber am besten durch Marx. Und Christus! Ja Christus! Wenn er diesen Namen nennt, wird Naumanns Feder voll und fließt in weichen, großen Zügen. Freilich ist Naumann vielzusehr moderner Theolog, um unter diesem Christus ein blasses dogmatisches Gedankenbild zu verstehen; Leben, Leben ist ihm Christus: „das Leben Jesu wird eigentlicher Glaubensgegenstand sein. In dieses Leben wollen wir uns hineinleben, als wären wir seine Zeitgenossen" (S. 7). Und nun entwirft Naumann, nicht einmal, nein immer und immer wieder ein Bild von diesem „Leben Jesu."

> Wie war wohl die Denkweise eines Mannes, der das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus schaffen konnte? Wer erfand das Wort „Mammon"? Man weiß, wie Jesus über Reiche und Reichtum dachte. Man erinnert sich, wie er ihnen zuruft: „Wehe euch Reichen, denn ihr habt euern Trost dahin! Wehe euch, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen!" Wie hat Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten abgerechnet! „Ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor!" Ist es nicht, als sei unsre Zeit reif, diesen wirklichen Jesus wieder zu verstehen, nachdem ihn lange Zeiten gar nicht verstehen konnten? Und sind wir nicht imstande, uns gerade als heutige Menschen von einem Leben ergreifen zu lassen, das sich im Dienste der Blinden, Mondsüchtigen,

*) Mehrere der hier gesammelten Aufsätze haben in der Christlichen Welt gestanden. Auf die Initiative des Verlegers, dem der Verfasser zu spät widersprochen hat, fehlt in dem Buche jeder Hinweis darauf. Wir protestiren gegen diese unrechtmäßige Art des Wiederabdrucks, die neuerdings auffallend überhandnimmt. D H

Aussätzigen, der Mühseligen, Beladnen und Bettler verzehrte? Jesus ist die leibhaftige Hilfe. Sein Geist ist ein Strom hilfreichen Wollens. Er erscheint als Licht für das arme Volk, das im Dunkeln sitzt. Wo er seine Hand hinstreckt, da gesundet das Menschenleben. Seelen und Leiber finden zugleich Heil an der göttlichen Quelle. (S. 8)

Jesus stellt sich seinen ärmsten Brüdern gleich. Er kennt beim Gericht über die Völker der Welt nur die eine Frage: Habt ihr die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Nackenden gekleidet, die Heimatlosen beherbergt, die Kranken gepflegt, die Gefangnen besucht? Wer das nicht gethan hat, der hat ihm nicht gedient und gehört in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! Damit ist der Standpunkt christlicher Volksarbeit gegeben. Wir müssen alles unter dem Gesichtswinkel der Hungrigen betrachten lernen. (S. 9)

Also da liegt der Punkt, wo Sozialdemokratie und Christentum, Marx und Christus zusammenstimmen. Das muß der Ausgangspunkt aller christlich-sozialen Arbeit sein; ja das muß der wichtigste Punkt unsers Glaubenslebens werden:

Es darf uns nicht mehr nur eine Nebensache neben dem eigentlichen Glauben sein, wie die Erde von Leid entlastet werde, sondern unser Glaube muß es als Glaubensgegenstand mit aller Innigkeit erfassen, daß wir Gott dienen, indem wir die Welt erneuern. Wir glauben, daß dies das Ziel der Wege Gottes auf Erden ist. Hier gilt es, einen Berg Not nach dem andern abzutragen.... Woher wissen wir, daß die Beseitigung von Weltleid Gottes Wille ist? Wir wissen es durch die Person Jesu Christi. (S. 46)

Und nun folgt wieder eine lebendige Schilderung der heilenden, helfenden Thätigkeit Jesu und seiner sozialen Stellung unter den Menschen.

Wir halten inne. Wir erinnern uns der Mahnung Naumanns: „In das Leben Jesu wollen wir uns hineinleben, als wären wir seine Zeitgenossen" (S. 7), und der andern: „Wir sollen die Evangelien lesen lernen" (S. 46). Wir blicken in dieses Leben, wie es die Evangelien bieten — wie? Hat Naumann richtig gesehen, richtig gelesen? Hat unser Herr wirklich alles nur „von unten her" angesehn? Wenn wirklich die Ueberwindung äußerer Not das Ziel Jesu gewesen ist, wie erklärt sich Naumann die auffallenden Thatsachen, daß Jesus das kananäische Weib nicht sofort erhört, daß er aus Nazareth geht, ohne dort geholfen zu haben, weil er nicht helfen konnte, „außer einigen Siechen legte er die Hände auf" (Mark. 6, 5), daß er niemandem half ohne besondre Bitte, daß er gesagt hat: Es ist besser lahm oder ein Krüppel oder einäugig zum Leben einzugehen, als gesund ins höllische Feuer geworfen zu werden (Matth. 18, 8 f.)? Ich habe einmal ein Bild von Heinrich Hofmann gesehen; es stellte die Kreuzigung dar, und unter dem Kreuz lagen etliche Lahme und Krüppel, und einer unter ihnen hob drohend und zürnend gegen den Gekreuzigten die Krücke empor. Hat Hofmann damit nicht eine feine, oft übersehene Wahrheit ausgesprochen? Nicht eine Partei, das Volk, das ganze Volk, die Armen und die Reichen, die Gesunden und die Kranken nageln ihn ans Holz, weil er gerade „die Welt nicht erneuert," weil er Berge von Not nicht abgetragen hatte. Wenn Naumann zuversichtlich fragt, ob denn etwa der Herr Jesus nach oben und unten zugleich gut Freund gewesen sei? (S. 14), natürlich mit der stillen Antwort: er war nur gut Freund nach „unten," so frage ich dagegen: wie reimt es sich damit, daß Jesus doch der Gast reicher Leute gewesen ist, nicht einmal, sondern oft, sodaß er sich hat „Fresser und Weinsäufer" nennen lassen müssen? Weiß Naumann nicht, daß die Zöllner sehr oft reiche Leute waren, die gerade der niedre Mann verachtete, haßte, weil gerade er durch sie gedrückt, übervorteilt zu werden pflegte? Ausdrücklich sagt Lukas (19, 2) von Zachäus, daß er reich war. Warum übersieht Naumann diese Thatsachen so gänzlich? Wenn er ferner mit ebenso großer Zuversicht sagt: „Man weiß, wie Jesus über Reiche und Reichtum dachte," so frage ich: weiß Naumann das wirklich so ganz genau? Ich habe unlängst einer eingehenden theologischen Erörterung gerade über diese Frage beigewohnt, und die Ueberzeugung, wie schwer es ist, in dieser Frage eine runde, unparteiische Antwort zu finden, die allem uns gebotenen Material gerecht wird, hat sich mir dadurch nur verschärft. Wenn Naumann ferner so häufig die Stelle zitirt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt," und unter den Armen immer die ökonomisch Armen, im stillen unsre Fabrikarbeiter versteht, so versteht er darunter etwas ganz andres, als die Zeitgenossen Jesu. Schon dem Alten Testament

sind die „Armen" die demütigen, stillen, fürs Ewige empfänglichen Seelen; Matthäus (5, 3) korrigirt nicht, sondern interpretirt ganz richtig Lukas (6, 20), wenn er den Herrn die Armen am Geist selig preisen läßt.

Doch genug! Das Gesagte genügt zur Begründung unsrer Ueberzeugung, daß Naumann so vom „sozialen" Gedanken beherrscht ist, daß er nur das Soziale sieht und alles „sozial" sieht und so zu einem Christusbilde kommt, das wir als ungeschichtlich ablehnen müssen. Wir fassen unsre Einwendung in die zwei Behauptungen zusammen: 1. Jesus war gewiß der Freund aller Armen, Bedrängten, aber er war kein Parteimann. 2. Jesus hat gewiß geholfen mit dem mächtigsten Erbarmen, aber die Ueberwindung äußerlicher Not war nicht das letzte Ziel seines Lebens.

Die letzte Aufgabe Jesu war keine andre als diese, Sünder zur Buße zu rufen. Diesem Ziele diente sein sozialer Verkehr, diente seine leibliche Hilfe. Wo er immer Arme fand, die sich von ihm reich machen ließen, da schloß er seine Schätze auf, mochten diese Armen reich oder arm an äußern Gütern sein. Freilich machte Jesus die Erfahrung, daß bei den Reichen und den „Gebildeten" die Ohren meist verschlossen waren. Das lag allerdings an Reichtum und Bildung. Mit ihrer versucherischen Kraft umschlingen diese Mächte nur zu leicht eine Menschenseele, daher warnt unser Herr vor dem Reichtum, daher seine scharfen Worte wider die Schriftgelehrten. Andrerseits fand er bei den Armen, sozial Gedrückten Verständnis, Hunger nach Erlösung — und er wandte sich ihnen zu, ohne alle Rücksicht auf die harten Anstandsregeln der damaligen guten Gesellschaft. Die Beurteilung der Menschen und der Verhältnisse vollzieht der Herr also nicht prinzipiell, von vornherein „von unten her," sondern er stellt alles unter die höchste Beurteilung, unter die Frage nach dem Seelenheil, nach dem Glauben an seine Person.

Von diesem Gesichtspunkte läßt sich der Herr auch leiten bei seiner äußern Hilfe. Er hilft überall, ohne Ansehen der Person, wo Zuversicht zu ihm vorhanden ist; wo diese fehlt, erlahmt seine Hand. Er dient einzig dem Zweck des Reiches Gottes, und auch seine brennenden Barmherzigkeitsempfindungen überwindet er, um sie in diesen Dienst zu stellen.

Mit alledem sage ich nichts Neues. Aber es gilt, dies Alte festzuhalten und nachdrücklich zu betonen gegenüber einer einseitigen Betonung rein irdischer Zwecke Jesu.

Doch thun wir Naumann nicht unrecht? Sind bei ihm die Worte „Weltleid und Weltsünde" dann nicht geradezu zur Formel geworden, so oft redet er von ihnen? Seite 66 sagt er:

Das Christlich-Soziale ist uns Glaubenssache. So gut ein andrer um seines Glaubens willen Heidenmission treiben muß, weil ihm der innere Drang nicht Ruhe läßt, weil er fühlt, daß Gott ihm die Seelen der Heiden auf sein Herz gelegt hat, ebenso beschäftigt uns der geistige Zustand der Menge unsrer deutschen Brüder. Wir sehen sie in Not und Unglauben, und beides zusammen, die Not und der Unglaube läßt uns keine Ruhe. Wir begreifen nicht, wie Christen an diesen beiden Sachen, an der Not und dem Unglauben, vorübergehen können, als hätten sie keine Augen.

Dennoch schlägt der sittlich-religiöse Gesichtspunkt bei Naumann nicht durch. Er kommt nicht auf gegenüber der äußern Not, die Naumann sieht. In dem zuerst in der Zukunft veröffentlichten Aufsatz „Christlich-Sozial" ist von der sittlichen Hilfe, die Christus bringt, so gut wie gar nicht die Rede. Schildert Naumann Jesu Wirksamkeit, so trägt er mit lebendigen, scharfen Farben das Bild des sozialen Reformators aufs Papier; und er betont, daß dies eben das Neue sei, das er entdeckt habe; die Vergangenheit habe diese Züge an Jesus gar nicht bemerkt.

Greifen wir also auf das von uns Gesagte zurück! Fragen wir uns, zunächst in Bezug auf den Kampf wider die Not der Welt, von welcher Bedeutung das von uns geschilderte Wirken Christi für unser Wirken ist, so folgt, daß hier die Nachfolge des Herrn so einfach nicht ist, wie Naumann sie hinstellt. Ja, wäre wirklich die Abhilfe äußerer Notstände das unverkennbar letzte Ziel des Erdenwirkens Christi gewesen, so stünde die Sache allerdings einfach: Jesus hats gethan, so laßt es uns auch thun! Aber Jesus hat, weil er mit seiner Hilfeleistung ein besondres Ziel verfolgte, diese auch an eine bestimmte Be-

dingung geknüpft, den Glauben an ihn. Damit wollte er den Geheilten innerlich weiter führen zu reiferer Erkenntnis und ihn so geschickt machen fürs Reich Gottes. Wir stehen den Elenden anders gegenüber. Den Anspruch, den Jesus in seiner Würde erheben konnte und mußte, können und dürfen wir nicht erheben. Wir müssen bedingungslos helfen (auch Jesus kennt bedingungslose Hilfe, wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zeigt), und zwar deshalb, weil wir die handgreifliche Erfahrung machen, daß Not fast überall ebenso die Tochter wie die Mutter der Sünde ist, zumal Notstände, die deutlich als Folge fremder Sünde empfunden werden. Hier liegt die Gefahr, die Seele zu verderben, mit doppelter Stärke im Hinterhalt. Dies aber, so sind wir überzeugt, ist ganz besonders der Fall bei den sogenannten sozialen Schäden, unter denen eine ganze Klasse leidet. Hier wird Abhilfe doppelte Christenpflicht. Das also ist unser Ausgangspunkt aller sozialen Arbeit: Not schafft Sünde, Not erschwert den Weg zum Reiche Gottes, deshalb laßt uns helfen! Naumann ist dieser Gedankengang nicht fremd. Unsre Leser finden in dem Artikel „Christlich-sozialer Geist," der den vorigen Evangelisch-sozialen Kongreß begrüßte, folgende Worte:

> Wir reden von Weltleid und Weltsünde als zwei zusammengehörigen Größen, die wir zwar logisch auseinanderhalten, aber im wirklichen Leben nicht trennen können. Wir sind der Ueberzeugung, daß Sünde Not und Not Sünde bringen kann und im allgemeinen bringt. Man denke nur an Wohnungsnot, Unzucht, Trunk, Krankheit, Verarmung in ihren vielfachen Zusammenhängen. (S. 49)

Aber dieser Gedanke steht bei Naumann abseits, nicht im Mittelpunkt, darin stärkt er nicht seinen Enthusiasmus, das ist nicht sein Ausgangspunkt. Ihm genügt der Jesus Christus, den er für den geschichtlichen hält. Indem wir aber Ernst machen mit dem höchsten Ziel aller sozialen Arbeit: Dein Reich komme! gewinnen wir einen zweiten Ausgangspunkt für unsre Arbeit, und der ist in dem Satze enthalten: Reichtum bringt Sünde, sehr oft Sünde; darum um der armen Reichen willen laßt uns auf eine Ordnung der Gesellschaft denken, in der der Fluch des Reichtums nicht Ewigkeitsmenschen in den Kot der Sünde zieht! Wie wir als Christen einen Kampf gegen die Armut führen müssen, so ebenfalls einen Kampf gegen den entnervenden Massenbesitz. Es ist erschreckend, zu sehen, welche Entsittlichung so leicht Söhne reicher Väter erfaßt. Hier muß uns das Herz nicht weniger brechen als im Anblick der Not der Aermsten. So fasse ich die soziale Aufgabe viel weiter als Naumann.

Man wende nicht ein, im Grunde sei es doch gleichgiltig, von wo man ausgehe; in der unbedingten Bekämpfung der Not stünden wir doch Schulter an Schulter mit Naumann. Aber wir halten es nicht allein für verhängnisvoll, wenn der Welt ein Christusbild gezeigt wird, das wir für einseitig erklären müssen, und bei dem gerade die wichtigste Seite in den Schatten gerückt wird; wir sind auch der Ueberzeugung, daß die Verschiedenheit des Ausgangspunktes unsrer sozialen Arbeit uns auch auf einen verschiednen Weg drängt. Darüber noch ein kurzes Wort.

2. Der Weg zum Ziel

Naumann will „vom Standpunkt der Bedrängten für die Bedrängten und mit den Bedrängten" die soziale Frage bearbeiten. Die Gruppe, auf die sich Naumann also stützen will, sind die Bedrängten; er will ganz heruntertreten zu ihnen, ihr Führer werden und mit dieser Truppe in ernster Arbeit, nicht im tollen Sturm Bresche schlagen in den morschen Bau unsrer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Diese Arbeit soll nicht wie die Arbeit der Sozialdemokratie in blasser Theorie verlaufen, die mit etlichen Formeln das bunte Leben zu umspannen meint, sondern in Vertiefung in die einzelnen Verhältnisse, Fragen und Nöte des Arbeiterlebens, des sozialen Lebens überhaupt. Die Stätte dieser Arbeit sieht Naumann in den Evangelischen Arbeitervereinen, in die er sich sehnt, die Massen einstiger Sozialdemokraten einziehen zu sehen.

Wir sind weit entfernt, diese praktische Arbeit mit und unter den Geringen zu unterschätzen. Wir hoffen viel von ihr. Aber daß dies die ganze soziale Arbeit sein soll, daß sie sich darin erschöpfen soll, das beanstanden wir. Daß es eine soziale Arbeit unter den Reichen giebt, ja daß schließlich jene sozialen

Bestrebungen der „Bedrängten" in leidigen, fruchtlosen, verbitternden Kämpfen enden müssen, wenn wir nicht mit den Besitzenden soziale Arbeit thun, das übersieht Naumann. Er wird unsern Optimismus belächeln, denn so versichert er: „wir denken nicht daran, die Menge der behaglichen Existenzen für unsre Arbeit lebhaft begeistern zu können, aber," so fährt er fort, „wir wollen alle diejenigen sammeln, die von ihrem Gewissen oder von ihrer wirtschaftlichen Einsicht aus dem selbstsüchtigen Bau der alten Gesellschaft herausgetrieben werden" (S. 28) — d. h. also: allen, die in ihrem Besitze bleiben, kehrt Naumann sofort den Rücken. Damit fällt er über alle Besitzenden ein vernichtendes Urteil, das ungerecht ist. Ich kenne Reiche, die eher heute als morgen die Neuordnung der gesellschaftlichen Zustände begrüßen würden, durch die sie in schlichtere Verhältnisse zurücktreten könnten. Es ist tausendmal zwecklos und ändert an den Dingen gar nichts, einen tollen Sprung in die Tiefe zu wagen; es müßte denn Naumann sogar die These verfechten wollen: reich sein ist überhaupt Sünde.

Zu dieser gänzlichen Abkehr von den Besitzenden giebt Naumann wiederum seine irrige Auffassung der Haltung Jesu den Mut. Er meint, Jesus habe a priori den Armen allein sich zugewendet und für die Reichen nur Worte des Gerichts gehabt — das ist ein Grundirrtum, der zu Ungerechtigkeit und darum zu Verbitterung führt. Kingsley war bei aller seiner unerschrocknen Arbeiterfreundlichkeit, ja gerade ihretwegen ein unermüdlicher Anwalt der Bedrängten vor dem Forum der Reichen. Warum schrieb er seinen Alton Locke? Hier die Gewissen lebendig und dann die Gedanken zu praktischer, organisirter Hilfe geschäftig zu machen, dafür war er ebenso thätig, wie seine Schützlinge zu heben, zu trösten, zu führen. Unsre christlich-soziale Bewegung ist aus dem Gleise christlicher Bahnen heraus in dem Augenblick, wo der Parteigeist uns packt und das finstre Mißtrauen gegen eine Gruppe von Menschen unsre Gedanken überschattet. Wir können nicht Liebe ernten, wenn wir nicht hoffende Liebe aussäen.

So steht auch hier ein viel breiterer Weg sozialer Arbeit vor meinem Auge, als wie ihn Naumann einschlagen will. Er wird mich unerfahren und unpraktisch nennen. Diesen Vorwurf wird er selbst tragen müssen um seines guten Zutrauens willen, das er zu unserm „Volke" hat, und das ich mit ihm vollkommen teile. Aber mein Zutrauen gleicht nicht einer Wage, deren eine Schale sich nur senkt, wenn sich die andre hebt. Er wird mich unter die rechnen, die „oben und unten zugleich gut Freund" sein wollen. Aber meine Position ist fest, um so fester, je mehr sie Einseitigkeit vermeiden möchte. Drews

Was heißt Christlich-Sozial?

Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann*)

Der auf Wunsch des Herrn Herausgebers hier unternommne Versuch, den ökonomischen Gehalt von Naumanns Schrift in wenigen Zeilen herauszuschälen, stößt auf besondre Schwierigkeiten. Sie enthält nichts weniger als ein positives, geschlossenes Programm oder praktische Folgerungen aus einem solchen, vielmehr sind die darin enthaltnen wirtschaftspolitischen Aphorismen ganz überwiegend Ausfluß energischer Sympathien und Antipathien ihres Verfassers und tragen das Widerspruchsvolle an sich, das mit diesem höchst persönlichen und irrationalen Ursprung von selbst gegeben ist. Eine wirkliche Analyse müßte ihre Wurzeln bis in seine bedeutende und eigenartige Persönlichkeit zurückverfolgen, und zu einem solchen Beginnen bin ich, vor allem andern, nach meinem Empfinden, zu jung. Wenn ich trotzdem eine kurze Skizze von Naumanns sozialpolitischer Position versuche,**) so muß ich überwiegend wiederholen, was ich bei andern Gelegenheiten darüber schon gesagt habe.

*) Auf die Besprechung der Schrift durch einen Theologen folgt hier eine zweite von nationalökonomischer Seite. Beide waren für die Kongreßnummer erbeten, mußten aber um ihres Umfangs willen und weil es nicht angezeigt schien, jene Nummer ganz dem Einen zu widmen, zurückstehen. D H

**) Eine dankbare Aufgabe wäre der Vergleich mit dem christlichen Sozialismus Englands. Davon ein andermal.

Was zunächst in die Augen fällt, ist der bewußt radikale, richtiger: modern-proletarische Zug seiner Auffassungsweise. Die Anlehnung an die „bürgerliche" nationalökonomische Wissenschaft weist er aus dem Erfahrungsgrunde von sich, weil sie es erschwere, die Welt „im Sinne der armen Brüder" zu betrachten (S. 17); die geeignete Vorbildung für einen Christlich-Sozialen sei vielmehr — wie er es in der ihm eignen scharf pointirten Weise ausdrückt — das Parallelstudium von „Marx und Christus." Das sei für einen Christlich-Sozialen, der nicht „Professor" werden wolle und deshalb nicht über alle Einzelheiten im Reinen sein müsse, genug, — an der akademischen, zumal der historisch beschreibenden Nationalökonomie, die nach seiner Ansicht den Thatendrang gefährdet, hat er keine Freude (S. 42) — eine kleine Enttäuschung für uns nach den Herbstkursen —: er verlangt aber doch (S. 18), daß man die Sozialdemokratie „mit Glauben und historischer Bildung" studire. Woher diese letztere nehmen? Marx besaß sie in seiner Art in eminentem Maße, aber weder von ihm noch vom Neuen Testament wird man behaupten, daß historische Bildung durch sie vermittelt werde.

Der Sinn dieser widerspruchsvollen Bemerkungen Naumanns ist in der, ich möchte sagen „weltfreudigen" Tendenz seiner Anschauungsweise zu suchen. Der Kampf gegen die Weltfremdheit — pastorale wie akademische — mit ihren „aus der Vergangenheit hergeholten" Idealen scheint ihm die dringendste Aufgabe. Und hier liegt ein wesentlicher Kraftquell seiner sozialpolitischen Empfindung, sympathisch und, in seiner Uebertreibung, bedenklich zugleich. Es ist die rückhaltlose Anerkennung des technischen Fortschritts mit allen seinen Konsequenzen, einschließlich der modernen Arbeitsverfassung, als providentiellen Mittels zur Emanzipation der Menschheit: „Gott will die Maschine" (S. 35). Deshalb wird — im Gegensatz gegen die ältere christlich-soziale Richtung — entschlossen gebrochen mit der sentimentalen Fiktion der Interessenharmonie herrschender und beherrschter Klassen (der „allgemeinen Harmoniesuppe" — S. 27) und, um es deutlich zu sagen, der Klassenkampf legalisirt. Das ist gegenüber manchen Illusionen kirchlicher Sozialpolitiker ein Fortschritt zum Realismus.

Es bedeutet aber namentlich — und darin stimmt Naumann mit Schall überein — die Loslösung vom konservativen Parteiprogramm. In Naumanns Augen ist das letztere (S. 16) ein „Programm für Herren," er lehnt auch — und dies zum Teil im Widerspruch mit Schall — diejenigen Seiten desselben ab, die, wenigstens vorgeblich, die Stärkung der Stellung der Kirche bezwecken, da „nicht Kirchlichkeit, sondern Brüderlichkeit" das Ziel sein müsse. Das Arbeitsgebiet sei die „unterste Schicht" des Volkes, „mehr der Geselle als der Meister, mehr der Dienstbote als die Herrschaft, mehr der ungelernte Tagearbeiter als gelernte Arbeiter" (S. 50). Scheinbar etwas unvermittelt neben diesem Programm, gerade die tiefststehende Kategorie der Arbeiter zu emanzipiren, steht die Ansicht, daß zur christlich-sozialen Bearbeitung am geeignetsten seien, neben den Hausindustriellen: Portiers, Auslaufer, Diener, Kutscher, kleine Beamte und derartige den „Rand" des Proletariats repräsentirende Gruppen. Der innere Grund ist aber, daß diese unter sich ungleichartigen Kategorien ein Moment gemeinsam haben: die Schwierigkeit einer gewerkschaftlichen, überhaupt einer spontanen Organisation in freien Vereinen, und der Gedanke nahe liegt, hier mit einer zunächst mehr patriarchalischen Organisation vorbereitend zu arbeiten. Der Gedanke ist fraglos richtig, und ich kann nur bedauern, daß Naumann, wie er (S. 24) besonders hervorhebt, der Ansicht ist, bei den Landarbeitern des Ostens sei für ein gleichartiges Vorgehen die Zeit noch nicht gekommen, aus dem meines Erachtens doch wenig zutreffenden Grunde, daß der Tagelöhner, wenn er aus seiner Stumpfheit erwache, zunächst „schimpfen" wolle. Ich sehe nicht ein, weshalb man dieses vermeintliche Bedürfnis sich zunächst austoben und dann mit Einwirkungsversuchen nachhinken sollte. Entweder steckt hier noch ein Rest konservativer Parteitradition, oder die taktische Rücksicht, nicht zu allen andern Gegnern noch in Gestalt der wirtschaftlich übermächtigen östlichen Großgrundbesitzer vorzeitig sich einen weitern Gegner auf den Hals zu ziehen, oder endlich, Naumann hält, mit unter dem Eindrucke der ziemlich ergebnislosen Berliner Besprechung über den Gegenstand, das Material, das zur organisatorischen Arbeit zur Verfügung stünde, noch nicht für reif und zufolge der Patronats- und sonstigen sozialen Verhältnisse auf dem Lande auch nicht für äußerlich genügend selbständig gestellt. Es spielt wohl noch ein andres Moment mehr unbewußt mit, von dem weiter unten zu reden sein wird.

Nicht in vollem Maße tritt aber überhaupt in der hier erörterten Schrift Naumanns seine Stellung zur Organisationsfrage der Arbeiter zu Tage. Vielleicht sind auch seine Ansichten über die weitere Zukunft in dieser Beziehung (christlich-soziale Fachvereine?) noch nicht geklärt, da speziell die Bewegung der Evangelischen Arbeitervereine vorerst noch zu sehr in den Anfängen steht, als daß wir das Weitere nicht zunächst der Zukunft überlassen müßten. Die Zukunft wird dann auch über die Stellung entscheiden, die evangelische Geistliche innerhalb oder zu dieser Bewegnng von ihrem Standpunkte aus einnehmen können. Es wird dann zu bedenken sein, daß ein Unterschied ist zwischen dem Organisator einer Klassenbewegung, wie es Naumann in seiner Art ist, und einem Interessenvertreter, der sich in den Dienst der Klasse stellt. Es wird die Gefahr sein, der Jüngere, die es ihm nachthun wollen, verfallen, daß sie nicht jenes, sondern dieses werden. Darüber aber jetzt schon zu diskutiren, hätte keinen Zweck, und ich kann es jedenfalls nur erfreulich finden, wenn Naumann die anachronistische Vorstellung, als ob ein Geistlicher zwar in konservativen Handwerkervereinen gegen die Börse wettern dürfe, dem Versuch einer Organisation des Proletariats aber seine Teilnahme versagen müsse, zweifellos nie gekommen ist. Die stillschweigende Voraussetzung der christlich-sozialen Bewegung älterer Observanz, daß „Thron und Altar" auf der Schulter des Großgrundbesitzes und des Handwerks am sichersten ruhen, ist für ihn ein überwundner Standpunkt.

Nur dem Zwecke, eine Grundlage für die Arbeiterorganisation zu gewinnen, dienen nun auch — und das ist zu ihrer Würdigung zu berücksichtigen — die im engern Sinn „nationalökonomischen" Spekulationen Naumanns, deren Entwicklung er zu diesem Behuf für unentbehrlich hält. Er hat darin wahrscheinlich psychologisch recht, und es ist ein Charakteristikum für den deutschen Charakter der Evangelischen Arbeitervereine, daß sie mit der Wahrnehmung naheliegender Klassen- und Berufsinteressen sich nicht begnügen, sondern einer spekulativen Grundlage, einer eignen ökonomischen Theorie, bedürfen. Naumann speziell glaubt charakteristischerweise, daß hier, also auf dem Gebiete der Theorie, nicht der Praxis, die Scheidewand gegen die Sozialdemokratie gezogen werden müsse, solle anders das Bestehen einer solchen überhaupt gesichert sein. Er glaubt sie nun in der verschiednen Stellung zur „Kapitalkonzentration" gefunden zu haben. Die Sozialdemokratie bedeute den Klassenkampf gegen das Unternehmertum, lasse dagegen fatalistisch*) die „Kapitalkonzentration" sich fortsetzen, hoffend, dereinst die Expropriateure expropriiren zu können. Die Bewegung der Evangelischen Arbeitervereine solle dagegen gerade den Kampf gegen die „Kapitalkonzentration" in den Vordergrund rücken, während die „Betriebskonzentration" als Hebel technischen Fortschritts anerkannt werde. Wie die Gegenüberstellung von „Krupp" und „Stumm" (Beispiele der Betriebskonzentration) einerseits und „Rothschild" andrerseits illustriren soll, glaubt Naumann unter „Kapitalkonzentration," kurz gesagt, die Anhäufung arbeitsloser Renten irgendwelcher Art, die Anhäufung überhaupt von Kapital, ohne daß der Zweck einer volkswirtschaftlich rationellern Betriebsorganisation dazu einen zulänglichen Grund bietet, zu verstehen. Aber ich fürchte, er identifizirt dennoch „Betriebskonzentration" überhaupt mit „industriellem Großbetrieb" und erkennt z. B. nicht, daß ganz die gleiche Bedeutung für die organisatorische Funktion des Handels in der Volkswirtschaft die Konzentration z. B. der großen Bankkapitalien hat. Es gehört zu den ältesten Gepflogenheiten der theologischen Nationalökonomie seit Thomas von Aquino, daß ihnen die „Handelskapitalien" mit der chemisch reinen

*) Die Bemerkungen über dies „fatalistische" Moment in der sozialdemokratischen Bewegung gehören zum Besten aus Naumanns Schrift.

arbeitslosen Rente in der gleichen Verdammnis waren. In Naumanns Ausführungen läßt die Andeutung, daß die Geschichte des kanonischen Zinsverbots studirt (S. 15) und das „alte Zinsproblem" wieder aufgerollt werden solle, den Anknüpfungspunkt an diese Antezedenzien deutlich erkennen. Ich enthalte mich, solange nicht eine nähere Präzisirung erfolgt, der Kritik und möchte für jetzt nur einem Irrtum entgegentreten, dem Naumann offenbar huldigt: daß ein hoher Zinsfuß eine gesteigerte „Kapitalkonzentration" (in seinem Sinne) bedeute und um deswillen bekämpft werden müsse, ein Sinken des Zinsfußes also gewissermassen eine Dezentralisirung des Kapitals oder doch eine Vermehrung des Einkommens aus Arbeit auf Kosten des Kapitals herbeizuführen geeignet sei. Der Stand des Zinsfußes ist im wesentlichen nur ein Symptom, das je nach den Umständen sehr verschieden zu deuten ist. Keinesfalls bedeutet sein Sinken an sich eine Abnahme der großen Vermögen, noch weniger bewirkt es eine solche, — regelmäßig umgekehrt: es entzieht einer ganzen Klasse kleiner und mittlerer Vermögen die werbende Kraft und die Fähigkeit, der Existenz des Besitzers einen Halt zu verleihen, und stärkt also die relative Macht der großen Kapitalisten, indem es die kleinen aus den Reihen der „Besitzenden" streicht. Man kurirt auch hier die Krankheitsgründe nicht, wenn man die Symptome unterdrückt.

Naumann wird aber dem Anschluß an den Lassalleanismus auch bei seiner Legalisirung der „Betriebskonzentration" nicht entgehen, wenn er konsequent bleibt. Nicht zufällig schweben ihm nämlich gerade die völlig exzeptionellen Beispiele von Krupp und Stumm vor. Die normale Form der Schöpfung von Großbetrieben ist und wird notwendig immer mehr die Anhäufung großer Aktienkapitalien, und die Dividende ist Naumann schwerlich heiliger als der Zins. Er denkt aber, wie gesagt, offenbar nur an den Fall des von einem Privatunternehmer persönlich geleiteten industriellen Großbetriebes, und dieser genießt seine relative Sympathie. Weshalb? das ist ihm vielleicht selbst teilweise unbewußt geblieben, — thatsächlich aber ist es der gleiche Grund, aus dem die Kirche von jeher der Evolution der bürgerlich-geldwirtschaftlichen Wirtschaftsorganisation mißtrauisch gegenüberstand. Das Charakteristikum der modernen Entwicklung ist der Wegfall der persönlichen Herrschaftsverhältnisse als Grundlage der Arbeitsverfassung und damit der subjektiven, psychologischen, einer religiös-ethischen Deutung und Ausprägung zugänglichen Voraussetzungen der Abhängigkeit der beherrschten Klassen. Im Handwerk, in der Arbeitsverfassung der Landwirtschaft, auch und gerade der landwirtschaftlichen Großbetriebe, ist die psychologische Unterlage für ein Unterwerfungsverhältnis, wie es jedes Arbeitsverhältnis ist, die persönliche, individuelle Beziehung zum Herrn, vorhanden. Daher, wie ich glaube, auch Naumanns unbewußt geringeres Interesse an dem Emanzipationskampf der Landarbeiter. Der persönlich geleitete industrielle Großbetrieb, den Naumann als Entwicklungsprodukt anzuerkennen sich genötigt sieht, steht dem noch relativ nah. Die moderne Entwicklung aber setzt an die Stelle dessen zunehmend die unpersönliche Herrschaft der Klasse der Besitzenden, rein geschäftliche an die Stelle der persönlichen Beziehungen, Tributpflichten an eine unbekannte, nicht sichtbare und greifbare Macht an die Stelle der persönlichen Unterordnung und beseitigt damit die Möglichkeit, das Verhältnis der Herrschenden zu den Beherrschten ethisch und religiös zu erfassen. Der einzelne Unternehmer ist nur Typus der Klasse. Dies, und nicht irgend welche wirtschaftlichen und sozialen Schäden der Besitzverteilung, ist vom religiösen Standpunkt aus das Problem. Die Logik dieser Entwicklung, die die spezifisch moderne Klassenbildung darstellt, wird auch Naumann, soll sein Programm für ihn Wahrheit werden, zur Parteinahme gegen jede Form des privaten Kapitals zwingen, denn es stehen sich nicht mehr einzelne Personen mit individuellen psychologischen Beziehungen, sondern kampfbereite Klassen gegenüber, bei denen die sittlich-religiöse Einwirkung auf das Individuum vorerst versagt. Thatsächlich fühlt er sich auch bereits als „Partei" gegenüber den „Besitzenden" schlechthin (S. 14). Wenn er dabei auf Christus exemplifizirt, der bei den Zöllnern saß (S. 92), so möge er mir die etwas pedantische

Bemerkung nicht verargen, daß die römischen Publikanen wohl nicht als Repräsentanten des arbeitenden Volkes, sondern nach der Volksauffassung als solche der Erpressung und des Wuchers und als Vertreter des Kapitalismus der damaligen Zeiten zu gelten haben. Naumann hält „Geiz und Wucher" für die „Todsünden" der heutigen herrschenden Klassen (S. 22). Darin liegt der Begriff einer „Klassensünde," denn es soll der Vorwurf ja nicht die Individuen treffen. Zugehörige einer in gleichem Sinne „sündigen" Klasse aber waren die Zöllner: und zu ihnen kam Christus.

Wie steht es nun mit der Praktikabilität des Kampfes gegen die Kapitalkonzentration als eines Programms für eine proletarische Bewegung? Wird sie dauernd um dieses Banner zu scharen sein? Zum Kampf gegen den Zins werden stets die in erster Linie sich berufen fühlen, die Zinsen zu zahlen haben. Das sind nicht die Proletarier. Alle Erfahrung spricht dagegen, denn das Hemd ist jedermann näher als der Rock. Eine Arbeiterpartei wird stets mit dem sich auseinandersetzen wollen, der ihr Herr ist: das ist der Unternehmer, und nicht mit dem Kapitalisten, der der Plagegeist eben dieser Herren ist. Nur an einem Punkte berühren sich die Interessen des Proletariats unmittelbar und fühlbar feindlich mit denen des Besitzes als solchen: das ist in der Wohnungsfrage. Daher ist auch für Naumann der Bodenbesitz der Typus des „Kapitals." Wenn er hier positive, zumal agrarpolitische Vorschläge (mit denen ich mich nicht identifiziren will) als Flickwerk bezeichnet (S. 36) und das Recht des Kapitals an sich erörtert sehen will, so dokumentirt sich darin wie in der grundsätzlichen Verwerfung der privaten Ausnutzung der Bodenrente (S. 22) und in dem positiven Vorschlag der Verstaatlichung oder Kommunalisirung des Rentenzuwachses seine Anhängerschaft an den extremeren Flügel der Bodenbesitzreformer. Ich enthalte mich hier einer Auseinandersetzung mit letztern. Die Aneignung des Bodens durch die Gemeinschaft ist mir eine leere juristische Formel, so lange ich nicht weiß, was nun weiter werden soll. Programmpunkte in Betreff einer kommunalen Wohnungspolitik würden mir wertvoller erscheinen.

Glaube ich hiernach nicht, daß das von Naumann jetzt teils formulirte, teils angedeutete Programm mit seinen theoretischen Unterlagen sich dauernd brauchbar erweisen wird, so ist aber damit gegen ihn noch nichts bewiesen. Es ist, wie gesagt, eine deutsche Sitte — vielverspottet und doch ein Symptom des unausrottbarsten Idealismus —, daß der Einzelne sich für seinen Privatgebrauch eine eigne Philosophie und ein eignes ökonomisches System zurechtzimmert. Darin ist Naumann den Seinigen mit gutem Beispiel vorangegangen. Gerade das Widerspruchsvolle seines Systems zeigt, daß er nicht zu den üblichen theoretischen Weltverbesserern gehört. Entscheidend für die Zukunft der von ihm geleiteten Bewegung ist nicht sein System, sondern das Maß von gesund proletarischem Bewußtsein, das er ihr zu geben verstehen wird. Und in dieser Beziehung strotzt er von Lebenskraft und Vertrauen auf die Zukunft. Manche seiner Worte lesen sich fast wie eine Drohung nach oben: Gott könne „das Elend nicht wollen," das Gegenteil zu behaupten, sei „Blasphemie," und er würde, glaubte er es, keinen Sonntag mehr von diesem Gott zu predigen vermögen. Mit diesem aprioristischen Optimismus tritt er auch an das Bevölkerungsproblem heran. Dieses älteste und ernsteste Problem der gesamten Sozialgeschichte — wer ihm diesen Rang bestreitet, mit dem wird man wenigstens wissenschaftlich nicht diskutiren wollen — besteht für Naumanns Anschauung nicht. Daß er die wirtschaftliche Notlage als Folge eines reichen Kindersegens für eine spezifische „Unbarmherzigkeit" der modernen Wirtschaftsverfassung hält, ist ein völliger historischer Irrtum. Daß der Gedanke der „Beschränkung der Kinderzahl" ihm offenbar identisch ist mit dem Schmutz der Großstadt, entspricht nicht den Thatsachen, wie er bei den tagelöhnernden ländlichen Kleinbesitzern im Oberelsaß und bei dem Bauernschlage, den man in Frankreich (nicht überall, aber vielfach) an Orten findet, wo das Zweikindersystem herrscht, erkunden könnte. Der Grund seiner völlig negativen Stellung ist wiederum seine bewußt proletarische Betrachtungsweise, die — dies unbewußt — die

Konsequenz hat, daß ihm die Zuerkennung einer sozialpolitischen Funktion an den Besitz als solchen regelmäßig schwer fällt. Wir Bourgeois sehen in dem Besitz — nicht allein, aber allerdings wesentlich auch in dem privaten erblichen Bodenbesitz — einen bevölkerungspolitischen Regulator, ein Mittel, das dem Einzelnen die Verantwortlichkeit zuschiebt für die Kinder, die er in die Welt setzt, und darin liegt für uns eine wesentliche Seite des Besitzverteilungsproblems, daß die gegenwärtige Entwicklung den Besitz dieser Rolle entkleidet. Daß für Naumann das Problem nicht besteht, ist auch eine Konsequenz seines Glaubens an die unbegrenzte Zukunft des technischen Fortschritts. Auch diesen Glauben teilen wir nicht. Wenn das jetzige Zeitalter der Evolution der Technik sich seinem Ende nähern wird, dann wird die Menschheit wieder in die Lage kommen, sich auf Dauer berechnete wirtschaftliche Organisationen zu geben. Vielleicht wird dann der numerus clausus, der in den englischen Gewerkvereinen als Organisationsprinzip aufzutauchen begonnen hat, die Stelle der alten Zunftorganisation übernehmen, damit aber auch deren bevölkerungspolitische Bedeutung. Verschwinden aber wird das Bevölkerungsproblem nie, so wenig wie es jemals gefehlt hat.

Damit genug der Auseinandersetzung. Ich habe absichtlich nicht die praktischen Ziele,*) die Naumann, wennschon nur als vorläufige, aufführt (S. 86), besprochen, sondern versucht, seine Gesamtposition zu verdeutlichen. Soweit er diese seine Gesamtposition seinerseits theoretisch hat formuliren wollen, nahm die Erörterung notgedrungen den Charakter der Kritik an, denn er hat sie eben, wie ich glaube, teils unrichtig, teils unvollständig formulirt. Der aufrichtigen Sympathie für den Mann und seine praktische Arbeit und der Freude an der Kraft der Rede und des Willens, von der auch die hier besprochne Schrift zeugt, werden diese Bemerkungen bei niemand, namentlich nicht bei mir, Eintrag thun. Max Weber

---

Das Recht eines christlichen Sozialismus

4. Christentum und Kirche

Viele Mißverständnisse kommen daher, daß man Christentum mit Kirche und Pastorenstand verwechselt. Es ist ein alter Jammer, daß das Wort „Kirche" so vieldeutig ist. Wenn nun jemand sagt: die Kirche muß sich aufraffen und sich um Sozialpolitik kümmern, so meinen gleich etliche Hörer, die Konsistorien sollten entscheiden, ob der Befähigungsnachweis für die Schneider einen Zweck habe oder nicht. Dagegen läßt sich dann leicht etwas sagen, die Sache wird ins Kleine gezogen, und man schwimmt dann in fröhlicher Unentschiedenheit weiter.

Wenn irgendwann, dann muß bei den vorliegenden Fragen festgehalten werden, daß die Konsistorien, Superintendenturen, Pfarrämter, Kirchengemeinderäte zwar sehr wichtige Organe der Christenheit sind, daß sie aber die wahre Kirche für sich allein nicht ausmachen. Hier handelt es sich nicht um reguläre Verwaltung, um Agende und Kultus, sondern um etwas, was neben dem Priestertum hergeht wie das Prophetentum des Alten Testaments. Die Führung in Hinsicht auf die sozialen Gestaltungen können beim heutigen Stande der Sache nicht die Kirchenregimente übernehmen. Hier entscheidet der freie Beruf, den jemand von Gott bekommt. Hier muß das allgemeine Priestertum, das Wichern für die innere Mission aufrief, in noch ganz andrer Weise sich bewähren. Von der Kirchenleitung ist nur zu fordern, daß sie den Geist nicht dämpfe, daß sie schützende Hände breite über alles christliche Wachsen und Werden, das einer neuen Zeit entgegenreift.

Es mag diese Haltung für das Kirchenregiment nicht immer leicht sein. Von angesehenster Seite aus fordert man, daß die Staatskirche ihre Truppen der vorhandnen Ordnung zur Verfügung stelle. Hier ist es aber, wo gerade der Satz, daß Christus Gesinnungen und Motive giebt, aber keine Wirtschaftsgesetze, unser Schutz ist. Von einem Kirchenregiment, das uns etwa zwingen wollte, den heutigen Kapitalismus gut zu heißen, steht uns der Appell offen an den Herrn der Kirche und an das Gewissen der gläubigen Christen. Und sollte schließlich dem einen oder dem andern die Kanzel verboten werden, so giebt es hundert Plätze, wo der Christ predigen kann ohne einen andern Auftrag als den: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker .... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe! Die Erhaltung der Kirchen ist wichtig, aber die Erhaltung des Glaubens und der Liebe ist viel wichtiger.

Und was nun den einzelnen Pastor anlangt, so hört man hin und wieder die merkwürdigsten Klagen: Ihr wollt uns arme Leute in immer neue Arbeiten und Gebiete hineinpressen, wollt uns zu Agitatoren machen, wo wir kaum Kraft und Zeit haben, Seelsorger zu sein u. s. w. Nein, lieben Freunde, so ist es nicht gemeint. Wen sein Herz nicht drängt, wen Christus nicht treibt zur Hilfsarbeit, der soll es getrost lassen. Das Christlich-Soziale soll und darf keine Last und keine Qual sein. Wessen Gewissen ohne soziale Arbeit ruhig ist, den wollen wir zu nichts drängen. Was hilft ein gemachtes, gedrücktes, seufzendes Thun, bei dem der innere Mensch fern ist? Nur sollt ihr euch vergegenwärtigen, wie schwer es uns ist, einen Nachfolger Christi zu denken, dem nicht daran gelegen ist, daß die Not geringer werde, und wie schwer wir uns vorstellen können, daß heute noch jemand glaube, der Not könne ohne umfassende Regelung Abbruch geschehen. Doch sei dem, wie ihm wolle, wir wollen von euch nichts, was nicht aus der eignen Tiefe herausquillt, und ihr sollt und müßt es uns glauben, wenn wir sagen, daß es der Glaube ist, der uns drängt und nötigt. Wir hoffen, euch zu gewinnen, aber nicht im Sturm, sondern der Geist Christi, der an euch und an uns arbeitet, wird euch keine Ruhe lassen, wie er uns in Kampf und Schwierigkeiten hineinführt.

Aber soll nicht der Pastor allen Leuten seiner Gemeinde dienen? Ja, das soll er mit ganzem Herzen und ganzer Seele, er wird es aber nicht besser können, als wenn er wahrhaftig ist bis auf den Grund. Das ist das Große am geistlichen Stande, daß er dazu da ist, die Wahrheit zu sagen. In einer Zeit, wo alles zerfressen ist von Rücksichten, Kompromissen, Vertuschungen und konventionellen Lügen, ist der Geistliche auf die Wahrheit verpflichtet. Er soll ehrlich sein, koste es, was es wolle. Damit dient er allen Gemeindegliedern. Das haben wir in Bezug auf die Glaubenslehre leichter verstanden als in Bezug auf die Sittenlehre des Christentums. Wir verlangen von keinem Geistlichen, daß er gegen Materialismus, Atheismus, Aberglaube aus lauter Rücksicht schweigt, nein, wir verlangen alle, er soll bekennen. Natürlich soll er das bekennen, was er selbst als Wahrheit weiß. Nun steht es aber auf dem ethisch-sozialen Gebiete nicht anders. Auch hier soll der Geistliche sein Bestes geben ohne alle Menschenfurcht, er soll sich ausschütten, so wie Gott ihn gefüllt hat. Wer daran Anstoß nimmt, der mag es thun, ein echt persönliches Lebenszeugnis hat doch seinen Wert. Wer freilich nur aus äußern Gründen sozial sein will, der hat genau denselben Wert, wie der, der um Vorteils willen liberal oder konservativ ist.

Doch der Pastor mag ja als Pastor Schwierigkeiten haben, wenn er christlich-sozial ist. Hat etwa der christlich-soziale Metallarbeiter, Bergmann, Weber und Schuhmacher keine Schwierigkeiten? Das Neue will überall unter Schmerzen zur Welt kommen. Der Pastor steht wahrhaftig nicht ungünstiger als die andern, er hat es im allgemeinen beneidenswert leicht zu bekennen im Vergleich mit den Nichtgeistlichen. Und innerhalb der christlich-sozialen Geistesbewegung sind die Pastoren nichts andres als die Brüder von Tausenden, die noch heute glauben, daß das Evangelium der Sauerteig ist für die Gährung des Volks.

5. Partei oder nicht?

Mit dem bisher Gesagten haben wir das Recht der christlich-sozialen Gesinnung verteidigt. Es bleibt noch übrig,

*) Es sind neben der Betonung des Arbeiterschutzes teils bodenreformerische, nämlich 1. obligatorische staatliche Hypothekenbanken, 2. staatliches Bodenvorkaufsrecht zum jetzigen Bodentaxwert als Vorbereitung des Bodenregals; teils die Einkommen- und Vermögensverteilung betreffend: 1. progressive Einkommensteuer, 2. ebensolche Erbschaftssteuer; teils organisatorische: Fachvereine und Gewerkschaften in allen Berufen als obligatorische Berufsvertretungen.

ein Wort über die Form zu sagen, in der diese Gesinnung sich organisirt. Man sagt: ihr sollt ein Sauerteig sein für alle Parteien, aber nicht selbst Partei werden.

Auf diesem Gebiet bekennen wir, daß wir keine ganz ausgereifte eigne Ansicht besitzen. Das zu bekennen ist auch gar keine Schande, denn die Frage, ob sich der jetzt aufquellende christlich-soziale Geist zur Partei verdichten soll und wird, kann erst im Fortgang der Entwicklung ihrer Beantwortung finden. Die Christlich-sozialen Englands sind keine eigne politische Partei geworden und doch sehr wirksam gewesen. Die Bodenreformer in Deutschland arbeiten vielleicht gerade darum bis jetzt mit guten Aussichten, weil sie sich nicht mit Parteimauern umgeben. Wer keine Partei bildet, bleibt vor vielen Parteisünden bewahrt. Andrerseits liegt in der Partei soviel Energie der Arbeit und soviel Möglichkeit der Ideenvertretung, daß man über „Parteien" keineswegs in bloß wegwerfendem Sinne reden darf. Der Sozialismus wäre in Deutschland nie zu etwas gekommen, wenn er nicht als Partei aufgetreten wäre. Gerade als Partei erzwang er sich die Beachtung seiner Ideen auch außerhalb seines nächsten Kreises.

Jetzt steht die Sache so: entweder nimmt eine vorhandne Partei (vielleicht auch mehrere) den christlich-sozialen Geist in sich auf, oder eine eigne Partei muß sich entwickeln.

Wie stehen die Hoffnungen in Hinsicht auf die vorhandnen Parteien? Wir wollen uns keine Illusionen machen. Daß Eugen Richter, die süddeutsche Volkspartei und die freisinnige Vereinigung christlich-sozial werden, glaubt wohl kein Mensch. Daß die Nationalliberalen den religiösen und volkstümlichen Geist unsrer Strömung sich aneignen werden, glauben wir auch nicht. Sie werden wohl eher sterben wollen als dieses thun, denn ihre Geschichte ist zu eng mit den „nach Bildung und Besitz maßgebenden Schichten" verknüpft, um die Fragstellung vom Standpunkt der armen Brüder aus in sich verarbeiten zu können. Die Konservativen haben schon längst Gelegenheit gehabt, sich mit dem christlich-sozialen Gedanken auseinanderzusetzen, und im ganzen ist die Entscheidung ablehnend ausgefallen. Man trägt Stöcker, weil er Monarchist ist, für Zölle und Handwerkerforderungen eintritt, und weil man vielfach seine kirchenpolitischen Bestrebungen teilt, aber gerade der Teil Stöckers, der zu uns gehört, der christlich-soziale Bestandteil seines Wesens ist von den Konservativen nicht übernommen worden. Wer das nicht vorher wußte, dem haben es die Reibungen zwischen der Parteileitung und dem Blatte „Das Volk" gezeigt, das den christlich-sozialen Geist innerhalb konservativer Grundanschauungen zu beleben sucht. Nun melden sich die verschiednen Arten von Antisemiten und sagen, daß sie die Form hätten, in der unsre Gedanken sich ausleben könnten. Die Entwicklung der Antisemiten ist noch nicht zu Ende, uns und sie verbindet der Antikapitalismus, aber gerade der Angelpunkt der antisemitischen Agitation, der Judenkampf, ist für uns, die wir nicht die Menschen, sondern die falschen und sündigen Einrichtungen der Menschen bekämpfen, ein unannehmbarer Ausgangspunkt. Jesus war nicht Antisemit, er war Hilfe für alle.

So bleibt schließlich die Frage übrig, ob die bisherige große sozialistische Organisation fähig sein wird, das religiöse Moment und seine Konsequenzen in sich aufzunehmen, ob die Sozialdemokratie sich, wie Göhre sagt, ihr materialistisches Rückgrat wird ausbrechen lassen. Das ist mindestens sehr zweifelhaft. Auch die Erfahrungen von Wächters lassen noch längst keinen sichern Schluß zu. Niemand kann sagen, wie die Sozialdemokratie aussehen wird, wenn die erste Generation von Führern mit dem Geisteserbe der bürgerlichen, atheistischen Demokratie ihre Führung an jüngere Köpfe abgeben wird.

Darum ist für absehbare Zeiten die Hoffnung, daß unser religiös-sozialer Geist in eine der vorhandnen Gruppen eindringen wird, nicht groß. Wir müssen uns auf eigne Füße stellen und uns als Christlich-soziale organisiren, wenn auch noch nicht als Partei. Parteien soll man nicht machen wollen. Sie werden und wachsen, wenn ihre Zeit da ist.

Ohne Organisation wird unendlich viel Kraft zwecklos verpufft. Man läßt Wasser fließen und hält keine Gefäße unter. Deshalb müssen uns die Formen der Vereine und Verbände

willkommen sein. In diesem Sinne sind die Evangelischen Arbeitervereine zur Zeit die besten Formen unsrer Propaganda. Darum müssen wir in derartigen Vereinsbildungen treu und fleißig sein. Ueber die politische Zukunft dieser Vereine zu debattiren, hat aber zur Zeit gar keinen Zweck; jedenfalls wollen wir in der Arbeit an den Vereinen nicht vergessen, daß das Christlich-soziale größer ist als sie. Wir müssen nicht denken, daß nur in diesen Vereinen wahres, volksfreundliches Christentum gedeihen könne.

Das berührt sich mit einem Vorwurf, den wir schon öfter hören konnten: indem ihr euch christlich-sozial nennt, sprecht ihr den andern Leuten, den Konservativen, Antisemiten, Sozialdemokraten u. s. w. ihr Christentum ab. Es soll in dem Wort christlich-sozial etwas Unduldsames oder Pharisäisches liegen. Warum aber nur? Wenn ich mich selber einen Christen nenne, so liegt doch darin keinerlei Kritik am Christentum der Uebrigen. Wenn die rechte Seite der Konservativen sich „deutsch-konservativ" nennt, so liegt doch darin nicht, daß sie den andern Staatsbürgern absprechen will, daß sie Deutsche sind; oder liegt etwa im Namen „nationalliberal," daß nur die Anhänger des Herrn von Bennigsen zur Nation gehören? Das Wörtlein „christlich" vor unserm Namen ist nur eine Unterscheidung von demjenigen Sozialismus, der materialistisch ist, gerade wie sich der Deutsch-Konservative vom Partikular-Konservativen, der Nationalliberale vom Kosmopolitisch-Liberalen trennen will.

Selbstverständlich ist, daß für uns unsre Erfassung des Christentums die wichtigste und richtigste ist. Gott hat sie uns gegeben, und wir danken ihm dafür. Wenn wir aufhören würden, christlich-sozial zu sein, so wäre es Untreue des Glaubens, denn es ist ja nicht eigne Wahl oder Lust oder Willkür, die uns zwingt, den Glauben als Erneuerung der Menschheit ins Auge zu fassen. Wir müssen christlich-sozial sein. Aber diese dankbare Treue schließt doch nun nicht ein, daß wir uns für die einzig-berechtigte Erscheinung auf dem weiten Boden des Christentums halten. Wir kennen genug Kirchengeschichte, um zu wissen, wie unendlich reich die Person Christi sich in der Geschichte entfaltet. Er ist ein Edelstein, der nach den verschiedensten Seiten hin leuchtet. Unser Blick hängt gebannt an den Strahlen, die er ins soziale Leben wirft. Es muß und wird andre geben, die mehr das Glaubensleben des Einzelnen oder mehr die Beziehungen Christi zum Welterkennen lebendig ergreifen. Gott segne diese Brüder, wie er uns gesegnet hat, indem er uns Jesum inmitten der Menge deutlich machte! Die Christlich-sozialen sind nicht exklusiv, aber sie sind ihres eignen Weges gewiß.

Einige Leser unsrer Sachen denken sich aus, als wollten wir die ganze Fülle des Christentums in etliche sozialethische Sätze verwässern und somit einem neuen Rationalismus die Wege ebnen. Wir nehmen an, daß es nicht böser Wille ist, der so redet, aber wir wissen uns auch vollständig frei von rationalistischen Anwandlungen. Das Wesentliche am Rationalismus ist doch dieses, daß er das Geheimnisvolle, Tiefe und Offenbarungsmäßige streichen will. Er beugt sich vor der Weltanschauung der rationellen Erkennbarkeit aller Dinge. Dieselbe rationalistische Grundidee finden wir in dem vulgären Materialismus, den wir allerorten bekämpfen. Gerade daß es etwas giebt, was über allem rationellen Erkennen liegt, ist unser Ausgangspunkt; wir wollen glauben, nichts als glauben und uns vom Glauben bestimmen lassen. Daß das Christlich-soziale gegen die theologischen Darstellungen der Dogmatik sich neutral verhält, liegt in der Natur der Sache, es vereinigt Orthodoxe und Liberale. Wer schon hierin Gefahr sieht, wenn Leute mit verschiedner Dogmatik die praktische Lebensarbeit des Glaubens zusammentreiben, der soll sich fragen, ob er nicht damit seinerseits einen wesentlichen Glaubenssatz aufgiebt, den Satz, daß alle wirklich Gläubigen den Körper Christi bilden. Andre als wahrhaft gläubige Christen wünschen wir gar nicht als Träger der christlich-sozialen Bewegung, aber über den Glauben entscheiden nicht die theologischen Schulen, sondern Glaube ist das Leben mit und in Christo. Wo dieses vorhanden ist, da ist unmittelbarer Anschluß an das Zentrum der Christenheit. Nur in diesem Sinne nennen wir uns mit Recht: christlich-sozial.

Viele Freunde haben noch immer eine unangenehme Empfindung, sobald sie dieses Wort lesen. Ihnen ist „evangelisch-sozial" lieber. Wir wollen uns darum nicht streiten. Jeder von beiden Namen hat ein gewisses historisches Recht, so gut wie wir alle Christen und Evangelische zugleich sind. Der Geist, von dem wir reden, war in Christo und von ihm her in Luther. Dem Schreiber dieser Zeilen überwiegt der Anschluß an das Urchristliche, einem andern ist die Verknüpfung mit der deutschen Reformation das Richtigere. Die beiden Namen mögen neben einander laufen, bis eine spätere Zeit dem einen oder dem andern den alleinigen Vorrang einräumt. Jetzt gilt es, für das, was wir beiderseits wollen, die Organisation und die geistige Durcharbeitung zu schaffen. F Naumann

---

Jesus — Issa

Ein neuer Schwindel

Jesus war von seinem dreizehnten bis neunundzwanzigsten Jahre in Indien — das ist die neueste Entdeckung, die die Welt einem Herrn Nikolaus Notowitsch verdankt. La vie inconnue de Jésus-Christ ist der stolze Titel seines Buches,*) in dem der Welt diese erstaunliche Botschaft und das indische Leben Issas — so heißt dort Jesus — in französischer Uebersetzung mitgeteilt wird. Nun hat zwar der Verleger Ollendorff in Paris sein Möglichstes gethan, um bei einem Leser, der das Buch etwa ernsthaft zu nehmen geneigt wäre, alle Illusionen von vornherein zu zerstören. Er hat der Schrift das bekannte gelbe Gewand gegeben, in dem die „Eisenbahnlektüre" durch die Welt stolzirt, er hat die Rückseite des Umschlags mit andern Romantiteln bedrucken lassen, er hat endlich dem Buche die Ankündigung eines ebenfalls in seinem Verlage erscheinenden Werkes beigelegt, betitelt — Nouveau secrétaire-guide des amoureux. Encyclopédie de l'amour. Man sieht daraus, auf welche Leser er rechnet. Aus dem allem würde sich ergeben, daß die Christliche Welt keinen Anlaß hat, sich mit Herrn Notowitsch zu befassen. Leider hat sich aber bereits die Tagespresse der Sache bemächtigt und allen Ernstes an die theologische Wissenschaft die Forderung gestellt, sich mit der indischen Ueberlieferung des Lebens Jesu auseinanderzusetzen. Deshalb ist ein Wort, beizeiten gesprochen, hier vielleicht am Platze, damit niemand ohne Not beunruhigt wird.

Im Vorworte stellt sich Notowitsch als einen Orientreisenden vor, der bei seinem Aufenthalt in Kaschmir von einer Lebensbeschreibung Issas hörte und nun alles daransetzte, diese zu erlangen. Er erreichte denn auch seinen Zweck und zeigte seinen Fund verschiednen „Autoritäten," nämlich dem „berühmten" Metropoliten Platon in Kiew, einem nicht namentlich genannten römischen Kardinal, „der dem Papste sehr nahe steht," ferner in Paris dem Kardinal Rotelli, Jules Simon und — Ernst Renan. Dieser erbot sich, das Werk der Akademie vorzulegen, worauf sich aber der Verfasser, um nicht seines Finderruhmes verlustig zu gehen, nicht einließ. Trotzdem ihm von allen außer Renan — der zum Glück für Herrn Notowitsch sich nicht mehr verteidigen kann — die Veröffentlichung widerraten worden war, sah er sich veranlaßt, mit seinem Funde nicht zurückzuhalten. Er schließt sein Vorwort mit der pathetischen Aufforderung, daß die Akademien, ehe sie seine Mitteilungen kritisirten, eine wissenschaftliche Expedition ausrüsten sollten zum Zwecke eines genauern Studiums der Handschriften.

Die „Reise nach Tibet," die den ersten Teil des Bandes füllt, kann hier übergangen werden. Wer sich dafür interessirt, wie man sich dort kleidet, ob man reinlich ist oder nicht und ähnliche Dinge, die einem sehr oberflächlichen Reisenden auffallen, der kann das hier in einem Französisch lesen, das entschieden an der Newa mehr Eindruck machen wird als an der Seine. Hier kommt nur in Betracht, was der Verfasser über sein Leben Jesu zu erzählen hat.

Von einem Lama (Priester) erfuhr Notowitsch von dem großen Propheten Issa, der eine Erscheinungsform Buddhas sei — der Lama wußte demnach nicht, daß Issa mit Buddha nichts zu thun hat, sondern zu Siva gehört! —, und daß seine Lebensbeschreibung in vielen Klöstern aufbewahrt werde. Notowitsch fand sie endlich im Kloster Himmis bei Leh, der Hauptstadt von Ladakh. Ein Beinbruch zwang ihn, sich dort einige Tage aufzuhalten; auf seine Bitte zeigte ihm der Vorsteher des Klosters die Biographie Issas in zwei dicken Bänden auf vergilbtem Papier — offenbar sehr weitläufig geschrieben; denn die französische Uebersetzung nimmt bei sehr weitem Druck nur siebenundsiebzigeinhalb Seiten in klein Oktav ein — und las sie ihm in tibetanischer Sprache vor. Notowitsch schrieb sie nach der Uebersetzung seines Dolmetschers auf. „Nachdem ich lange Nächte damit zugebracht, meine Notizen zu ordnen, die Verse nach dem Verlaufe der Erzählung gruppirt und dem ganzen Werk einen einheitlichen Charakter aufgeprägt hatte, beschloß ich, die merkwürdige Abschrift zu veröffentlichen." **) Demnach hören wir mehr Notowitsch als das „Leben Issas."

Nun folgt unter dem Titel „Das Leben des heiligen Issa, des besten der Menschenkinder" die Biographie, die den Anspruch erhebt, auf Berichte der jüdischen Kaufleute zurückzugehen. Die Einleitung bildet ein Rückblick auf die Vergangenheit Israels, von der Zeit des Aufenthalts in Aegypten an bis zur Geburt des Issa-Jesus. Und nun das Leben Jesu-Issas selbst.

Issa, der Sohn armer aber frommer Eltern, wird von Gott erwählt und ausgesandt, „die aufzurichten, die in Sünde verfallen waren, und denen zu helfen, die litten." So redet er schon in zarter Jugend von Gott, indem er Buße predigt. In seinem dreizehnten Jahre soll er, schnell berühmt geworden, verheiratet werden. Da flieht er nach Indien. Erst hält er sich bei den Jainas auf, dann lernt er bei den Brahmanas im Kloster Jaganâth in der Landschaft Orsis — Orissa heißt sie! —, in Rajahgriha und Benares Sanskrit und liest die Vedas. Aber das Kastenwesen mißfällt ihm. Darum wendet er sich dem Buddha Çâkya-Mûni zu. Aber da das Volk nun auf seine Predigt hin die Götzenbilder verläßt, ergrimmen die Priester über ihn; doch das Volk hängt ihm an, und die Priester müssen flüchten. Von hier aus kommt Issa nach Persien, wo dem Volke von den Priestern verboten wird, ihn zu hören. Die Magier hören ihn an, thun ihm nichts zu leide, führen ihn aber in der Nacht aus der Stadt auf die Landstraße, in der Hoffnung, daß er dort umkommen werde. Mit neunundzwanzig Jahren kehrt er ins Land Israel zurück und setzt dort seine Wirksamkeit fort. Alles Volk, auch die Priester und Aeltesten, sehen bewundernd zu ihm auf. Da wird Pilatus aufmerksam. Er fürchtet einen Aufstand und sucht ihn daher zu verderben. Allein die Aeltesten weigern sich, ihn zu verurteilen. So sucht er selbst nach einer Handhabe; Zeugen werden vorgeladen, von denen einer aussagt: „Du hast zu dem Volke gesagt, daß die zeitliche Gewalt nichts ist gegenüber der des Königs, der bald die Israeliten vom heidnischen Joche befreien wird." Das bestätigt Issa, indem er es auf Gott bezieht. Daraufhin verurteilt ihn Pilatus zum Tode. Er wird gekreuzigt und begraben. Aber am dritten Tage verbreitet sich die Kunde vom leeren Grabe und im Anschluß daran das Gerücht, „daß der höchste Richter seine Engel gesandt habe, um die sterblichen Reste des Heiligen emporzutragen, in dem ein Teil des göttlichen Geistes auf Erden gewohnt habe." Die Jünger aber zerstreuten sich über die Welt und predigten das Evangelium. „Die Heiden, ihre Könige und Krieger hörten die Prediger, gaben ihren thörichten Glauben auf, verließen ihre Priester und Götzenbilder, um den allerweisesten Schöpfer des Alls zu loben, den König der Könige, dessen Herz ein unendliches Erbarmen erfüllt." So schließt das Leben des Issa.

Nun noch ein paar Proben:

Betet die Götzenbilder nicht an; denn sie hören euch nicht; hört nicht auf die Vedas, wo die Wahrheit entstellt ist; glaubt nicht den Ersten (Vornehmen?) durchweg und erniedrigt nicht euern Nächsten.

---

*) Nicolas Notovitch, La vie inconnue de Jésus-Christ. Cartes et illustrations. VIIIme édition. Paris, Paul Ollendorff, 1894. 3,50 fr.

**) Das Französisch ist so merkwürdig, daß ich für die unbedingte Richtigkeit obiger Verdeutschung nicht einstehen kann.

Helft den Armen, unterstützt die Schwachen, thut niemand etwas böses; laßt euch nicht gelüsten nach dem, was ihr nicht besitzt und was ihr bei den andern seht. (S. 174)

Verzehrt nicht nur keine Menschenopfer, sondern opfert überhaupt kein Tier, dem das Leben gegeben ist; denn alles, was geschaffen ist, ist es zum Besten des Menschen. Raubt euerm Nächsten nicht sein Gut, denn das würde bedeuten, ihm das nehmen, was er sich im Schweiße seines Angesichts erworben hat. Betrügt niemand, damit ihr nicht wieder betrogen werdet. Eilt, gerecht zu werden vor dem letzten Gericht; denn sonst wird es zu spät sein. Ergebt euch nicht der Ausschweifung; denn das ist wider Gottes Gebote. (S. 183 f.)

Ich bin ein Israelite [so antwortete Issa auf eine Frage der Aeltesten] und habe am Tage meiner Geburt die Mauern Jerusalems gesehen, das Jammern meiner Brüder, die in die Sklaverei geführt wurden, gehört und das Wehklagen meiner Schwestern, die man unter die Heiden schleppte. Und meine Seele wurde schmerzlich betrübt, als ich sah, daß meine Brüder den wahren Gott verlassen hatten; als Kind habe ich das Elternhaus verlassen, um mich bei fremden Völkern festzusetzen. Aber als ich hörte, daß meine Brüder noch viel schlimmere Leiden auszustehen hätten, bin ich zum Lande, das meine Eltern bewohnten, zurückgekehrt, um meine Brüder an den Glauben ihrer Ahnen zu erinnern, der uns Geduld auf Erden predigt, damit wir droben das vollkommne und höchste Glück erlangen. (S. 202 f.)

Das Geheimnis der Natur liegt in den Händen Gottes; denn ehe die Welt in die Erscheinung trat, existirte sie im Grunde des göttlichen Denkens. Sie ist materiell und sichtbar geworden durch den Willen des Höchsten. (S. 209)

Ehret die Frau, denn sie ist die Mutter des Alls, und die ganze Wahrheit der göttlichen Schöpfung beruht auf ihr. (S. 212 f.)

Diese Proben mögen genügen.

Und was soll man von dem Ganzen halten? Man wird entfernt auch an die Möglichkeit denken müssen, daß Notowitsch selbst getäuscht worden ist. Aber eine Anzahl von Gründen spricht doch dafür, daß er selbst der Fälscher ist.

1. Er widerspricht sich selbst: S. 237 sagt er, daß die buddhistischen Chronisten die Erzählungen über Issa ohne Ordnung und Zusammenhang mit den andern Zeitereignissen vermengt haben. Auf S. 149 erzählt er, daß ihm der Lama die Erzählung aus zwei dicken Bänden vorgelesen habe; und er selbst giebt sie durch den vorgesetzten Titel als einheitlich zu erkennen. Ferner: der innere Widerspruch, daß jüdische Kaufleute den Indern vom indischen Aufenthalte Jesu erzählt haben sollen, wird noch handgreiflicher, wenn man bedenkt, daß Jesu Predigt dort solches Aufsehen machte, daß die indischen Priester in Gefahr gerieten.

2. Die ganze Erzählung trägt nicht im geringsten nach Stil, Satzbau, Ausdrucksweise das Gepräge tibetanischer oder überhaupt indischer Schriften. Es ist immer Notowitsch, den wir hören. Nun sagt er freilich selbst (S. 151), daß er dem ganzen Werk einen einheitlichen Stempel aufgedrückt habe. Der Stempel muß dann aber sehr stark gewesen sein.

3. Offenbare Anachronismen erweisen die Haltlosigkeit. Das Kloster und der große Tempel von Jaganâth zu Puri in Orissa, in dem Jesus bei den Brahmanas in die Lehre gegangen sein soll, ist erst 1198 n. Chr. erbaut. Wenn Jesus (S. 171) die Trimurti (d. h. die Vereinigung von Brahma, Vischnu und Siva) leugnete, so hätte er ein Philosophem geleugnet, das bei den Indern überhaupt erst im Mittelalter aufkam.

Alles in allem: wir haben es hier mit einer Fälschung zu thun, deren Unverschämtheit sich nur mit ihrem Ungeschick messen kann. Des Rätsels Lösung erhalten wir, wenn wir das Resumé lesen, das Herr Notowitsch seinem Leben Issas zugefügt hat. Darin zeigt er sich als einen Mann, der den Anspruch erheben will, mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit vertraut zu sein, während er doch weder ernst genug ist, diese Arbeit zu verstehen, noch fleißig genug, ihr zu folgen. Wer darum glaubt, etwa in diesem Romane eine Verwertung der Erträgnisse der alt- und neutestamentlichen Forschung zu finden, ist im Irrtum. Man bekommt lediglich Notowitsch zu Gesicht. Mit der ganzen Dreistigkeit eines Mannes, der von den Dingen nichts versteht, hat er seine Gedanken über Jesus zu einem Leben Jesu verarbeitet. Jesus ist ihm ein buddhistisch beeinflußter Jude, der — sozialistisch angehaucht — Sorge für die Nächsten, Haß gegen die Priester, Verachtung gegen die weltliche Gewalt predigt, und der darum in Konflikt mit der römischen Behörde kommt. In diesem Konflikt geht er unter. Man könnte vermuten, daß Notowitsch, wie bei Mossa Manetho, so bei der Reise Jesu nach

Indien und Persien des Philostratus „Leben des Apollonius von Tyana" Pathe gestanden habe für seine eigne Erfindung. Aber damit traut man ihm eine Gelehrsamkeit zu, die er schwerlich besitzt.

Notowitsch verspricht S. 246 ein weiteres Werk über die Vergangenheit des Volkes Israel — Moses (Mossa) ist ihm nämlich ein ägyptischer Prinz —, die er hier nur im Abriß mitgeteilt hat. Man darf ihm vielleicht raten, ihre Ausstattung dem Gehalte mehr anzupassen und sie etwa in dem Gewande auf den Markt zu bringen, das der deutsche Maler Seyppel seinen „ausgegrabnen" ägyptischen Büchern gegeben hat — dann weiß doch jedermann, woran er ist!

Das Buch ist gelesen worden; denn es hat schon die achte Auflage erlebt. Es wird noch mehr erleben; denn die Dummen werden nicht alle und die Welt will einmal betrogen sein. Und der zumal, der über das Heiligste etwas Pikantes zu sagen hat, findet immer Hörer. Großen Schaden wird es nicht anrichten. Denn ernsthafte Leser werden bald merken, wes Geistes Kind Herr Notowitsch ist.*) E Preuschen

---

Verschiedenes

(Eine Versammlung von Atheisten) Es war an einem wundervollen Frühlingsabend, als ich sinnend durch die Friedrichstraße wandelte, meine Gedanken fernab schweifen ließ, dahin, wo die Natur jetzt all ihr Blühen, ihr Wollen und ihr Werden aufweist in Feld und Wald, in Berg und Thal.

Ein unendlich wehmütiges Gefühl ergriff mich, eine Sehnsucht nach jenem Frieden, der in so wunderbarer Weise inmitten der stillen Natur über uns kommt und uns doch so leicht verläßt im Gewühl der Menschen, im Hasten und Rennen des geschäftlichen Daseins.

Wohin ich an diesem Abend spät wandern wollte in die geräuschvollste Gegend der riesigen Großstadt, das lag fernab von Frieden, so weit von stillen Naturfreuden, so entlegen von Ruhe und Rast, und doch, es bezog sich auf das, was uns allen den wahren Frieden bringen soll und wird — auf die Religion.

Im „Vorwärts" war angekündigt: „Welche parteipolitische Stellung zur Religion folgt aus der geschichtsmaterialistischen Erklärung der Religion?" Ich hatte das Blatt mit der Ankündigung, die sich auf die Atheisten besonders bezog, lange, lange betrachtet. Ich konnte den Sinn dieser Aufforderung nicht recht verstehen. Eine parteipolitische Stellung zur Religion? so fragte ich mich; kann es denn eine parteipolitische Stellung geben, wenn es sich um Religion handelt? Soll unser Vaterland, das schon so zerrissen ist durch Klassen, durch Rassenhaß, nun noch in die Religion den politischen Hader hineintragen? Wohl wußte ich, daß ein Teil der Sozialdemokratie sich als Atheisten bezeichnet, aber doch nicht aus politischem Parteihaß gegen die Religion, sondern weil sie Religion und Kirche mit einander als identisch auffassen, weil ihnen der Begriff der Kirche als gleichbedeutend mit Herrschsucht, Klasse der Besitzenden zusammenfällt.

Gedanken ernstester, ja schmerzlichster Art ergriffen mich. Wann wird der Retter kommen und das erlösende, das zündende, vor allem das erwärmende Wort zum Volke reden, daß es durch allen Streit und Hader hindurch endlich den Klang des Friedens wieder in sich widertönen läßt? Ja wann? Kann eine einzelne, mächtige Gestalt noch wie sonst eine gewaltige Umänderung hervorrufen, oder ist die Zeit gekommen, wo nicht mehr Einzelgestalten zu wirken vermögen, sondern nur durch Läuterung der Menge eine neue Weltanschaunng siegreich werden wird?

So grübelnd erreichte ich die sogenannten Prachtsäle der Germania in der Chausseestraße. Der Eingang, der Hof, der Aufgang boten wie immer dasselbe Bild bei solchen Versammlungen — ruhig dastehende und das Publikum mit ziemlich gleichgiltigen Blicken beobachtende Polizisten. Der große Saal war nicht ganz gefüllt, hauptsächlich von Männern, nur vereinzelt hin und wieder Frauen. Ich blickte über die Menge hin, um etwas gerade für diese Versammlung Charakteristisches zu entdecken, da man sie als eine atheistische bezeichnet hatte. Es fiel mir nichts Besondres auf. Das sogenannte Arbeiterproletariat war in der Minderzahl gegenüber den wohlhabend aussehenden Arbeitern;

---

*) Ein Beispiel der Verwertung des Buches in unsrer Tagespresse bietet die Frankfurter Zeitung Nr. 86 vom 28. März. Die Preußische Lehrerzeitung hat den Artikel schleunig abgedruckt. Da heißt es zum Schluß des Berichts: „Die Darstellung Notowitschs selbst macht durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen; bezüglich einzelner Punkte in der Biographie Issas kann man nur schwer den Gedanken fassen, daß sie nur lediglich die Erfindungen eines müßigen Globetrotters seien. Es läge also für die Berufnen Anlaß genug vor, dem Kern der Sache nachzugehen. Man muß freilich auch wollen. Von den verschiednen Autoritäten, denen Notowitsch von seiner Entdeckung Kunde gab, hat keine an der Richtigkeit derselben gezweifelt, aber fast alle, außer Renan, haben die Veröffentlichung widerraten oder sogar die Verheimlichung gefordert. Aus leicht begreiflichen Gründen, die jedoch für die Wissenschaft nicht maßgebend sein können."!!

hie und da auch die behäbige Gestalt eines „Bourgeois," und dazwischen vereinzelt die blasirten, bekannten Großstädterphysiognomien. Die kleine Zahl anwesender Frauen machte nicht den Eindruck von Arbeiterinnen.

Theodor von Wächter stand schon auf der Bühne (denn eine solche ist es immer in diesen Sälen, von wo aus die Redner sprechen). Er unterhandelte mit den Zuhörern wegen Bildung eines Büreaus. Seine überschlanke, etwas gebeugte Gestalt erschien mir in müder und nachlässiger Haltung, sein bleiches Gesicht war von krankhafter Farbe, sein dunkles Auge mit dem brennenden Blick sah etwas glanzlos aus, wie gewöhnlich, wenn er nicht spricht.

Nur mit Wehmut erfüllt mich stets sein Anblick. Savonarolas Bild steigt dann vor meiner Seele auf, so bleich, so begeistert, mit so heißem Herzen und doch — Opfer, nichts als Opfer. Die Menschheit soll, wie es scheint, nur über die Trümmerhaufen edler Glieder zur höhern Stufe emporsteigen.

Soll und muß das sein? Wird einst die Entwicklung so weit kommen, daß die Edeln auch die Verstandnen sind? Wächter besitzt freilich nicht den hinreißenden Strom der Beredsamkeit, der Herzen sofort mächtig entzündet. Seine stoßweise Art zu sprechen, sein sehr starker schwäbischer Dialekt, das Hervorsprudeln und Ueberstürzen seiner Gedanken — alles das wirkt im Anfang eher abstoßend als gewinnend. Dennoch wird man gefesselt. Wodurch? Ist es die Eigenart der Erscheinung, daß ein Theologe Sozialdemokrat ist? Warum sollte er das nicht sein können? Oder ist es das Gefühl, das uns unwillkürlich beschleicht, daß er inmitten seiner Genossen ein Unverstandner ist? Er wird das nicht zugeben wollen, auch das Resultat dieses Abends wird ihn nicht dazu bringen.

Freundlich wurde mir Platz in der vordersten Reihe gemacht, als man merkte, daß ich den Redner schwer verstand.

„Er schwäbelt zu sehr," redete mich ein Uhrmacher an, denn als ein solcher wies er sich sofort aus nach Art dieser Leute, die sich nicht mit Namen vorstellen, sondern durch Nennung ihres Standes bekannt machen wollen.

Wächter sprach, wie mir schien, nicht so aus dem Vollen, wie sonst. Es war etwas Gemachtes, oder vielmehr Gezwungnes in seinen Darlegungen, als ob es ihm schwer würde, die Verbindung zwischen materialistischer Geschichtsauffassung und Religion aufzufinden und klarzulegen. Er verwickelte sich in Widersprüche, wurde zuweilen sehr abstrakt, verlor sich in Spekulationen, versuchte dann plötzlich in eine naturalistische Weltanschauung hineinzukommen und begab sich wieder in das mystische Gebiet.

Der erste Teil seiner Rede bezog sich auf das Landvolk und die Agitation der Sozialdemokratie auf dem Lande. Er sah das Hemmnis eines schnellen Fortschrittes für die sozialdemokratischen Ideen in der Eigenart des Landvolkes, alles, was hier auf dieser Welt geschähe, noch als von Gott gewollt anzusehen; kein Gefühl sei dafür, daß man aus eigner Kraft zuerst andre Zustände schaffen müsse.

„Es ist eine falsche Religion," so rief er aus, „in dieser Welt einen Gott zu suchen, denn diese Welt läßt sich berechnen, ermessen, mit dem Verstande durchdenken."

Was Wächter unter „dieser Welt" versteht, hat er nicht erklärt. Meint er damit nur diese unsre Erde, oder das wunderbare rätselhafte Universum, vor dem wir uns doch noch mit dem Bekenntnis neigen: „Hier sind wir die Nichtwissenden." Und selbst, wenn wir diese unsre Erde als Welt ansehen, ist sie uns denn wirklich schon ganz klar? Wer wagt zu behaupten, daß unser Verstand sie ganz zu durchdenken vermag! Wohl hat die Naturforschung uns wunderbare Aufschlüsse gegeben, doch auch sie steht noch oft vor einem „bis hierher und nicht weiter." — Und wenn wir nun diese unsre Erde wirklich ganz zu berechnen und zu ermessen vermögen, so ist das kein Beweis, daß wir in dieser Welt keinen Gott anzunehmen brauchen. Es kommt nur darauf an, was wir unter Gott verstehen. — „Aber ob diese Welt alles ist, das ist eine andre Frage," so fuhr Redner fort, um dann wieder auf die Menge zu wirken, „nur unverschuldeter Mangel an Zeit und an Kenntnissen und Vorbildung macht dem Volke ein Verstehen für diese Frage unmöglich." — Wenn Kenntnisse, Studien, Vorbildung uns die wahre Religion bringen könnten, dann wäre sie doch schon längst in vollster Klarheit vorhanden, und jene Geister, die ihre Lebenszeit dazu anwandten, um die tiefsten Tiefen der Wahrheit zu ergründen, würden freudig Zeugnis ablegen von dem, was sie erforscht haben. Aber auch sie kommen bei dem Punkt an, wo sie ein bescheidnes „Wir wissen es nicht" aussprechen.

Wem prophezeit Christus das Reich Gottes? Den Kindern. Und was das für uns bedeutet, liegt klar zu Tage: nur ein reines Kindergemüt wird das Verhältnis von Gott und Menschen, und darin besteht die Religion, richtig auffassen.

Wächter warnt vor Spott und Hohn den Gottesgläubigen gegenüber; man solle vom atheistischen Standpunkt aus nicht zu derselben Methode kommen wie die, von denen die Atheisten verdammt würden. Er will den Austritt aus der Landeskirche nur dann als geboten ansehen, wenn man nichts mehr von der Religion wissen wolle. Dieser Satz war mir unbegreiflich. Er rief auch in meiner Umgebung etwas Erstaunen hervor. Ich möchte hier den Schillerschen Satz etwas verändert anführen:

Zu welcher Kirche ich mich bekenne?
Zu keiner von allen, die du mir
Nennest. Und warum keine?
Aus Religion.

Viele von denen, die im Saale anwesend waren, die da lauschend dicht vor dem Redner standen, sahen nicht wie Gottesleugner aus, mehr wie Suchende nach dem Wahren, und die sich Atheisten nannten, schienen mir nur Gegner der Kirche und der Herrschaft der Priester zu sein. Meine Ansicht fand auch nachher volle Bestätigung in den Ausführungen eines eifrigen, jungen Kämpfers, der ausrief: „Wenn es sich um die Kirche und die Pfaffen handelt, dann heult ihr vor Vergnügen, ihr seht darin die herrschende Macht, aber das trifft doch nicht die Sache, die Religion."

Eine mir ganz unbegreifliche Auffassung bewies Wächter in dem Ausspruche Christi: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Er wollte beweisen, daß Marx ganz dasselbe gesagt habe in seinen Worten: „Gebt dem Lohnherrn, was des Lohnherrn ist, bis ihr stark zum Abschütteln euers Joches seid." Der Theologe Wächter wußte doch wohl ganz genau, daß Christus mit diesen Worten einer Versuchung entgegentreten wollte, und daß die Hinzufügung „und Gotte, was Gottes ist" niemals fortgelassen werden sollte. Wollte er die Idee Christi mit den Ideen von Marx in Verbindung bringen, so wäre der Hinweis auf das Arbeiten, Sorgen und Helfen für die Brüder ein viel schlagenderer Beweis gewesen, als der obenangeführte.

Das Christentum, so meint Wächter, verlange keine Selbstbethätigung, sondern erwarte alles von dem Eingreifen Gottes. Das Christentum oder vielmehr die Lehre Christi hat diesen Satz nie aufgestellt, die Kirche hat die Vertröstung auf ein Jenseits betont, die Weltflucht war doch nur ein Mißverstehen der Aussprüche des Herrn. Und auch, daß Wächter Ersatz für die Religion darin sieht, wenn wir Wissenschaft und Freiheit besitzen werden, so heißt das, dem Volke vorläufig einen Stein statt Brot gegeben. Gewiß, jeder ernste und tiefe Forscher kommt durch die Wissenschaft zur Religion, oftmals aber zu einer Religion, die sich mit der bestehenden Kirche nicht deckt. Und wir vermögen doch unmöglich zu behaupten, daß jeder Einzelne jemals ganz in den Besitz der Wissenschaft kommen wird, und vor der Freiheit, wie sie im Laufe der Zeiten geworden ist, muß sich der Genius der Geschichte mit Thränen abwenden. Ein Idealbild mag es sein, daß Wissenschaft und Freiheit uns einst innerlich und äußerlich so zu eigen werden, daß wir die von Menschen hervorgebrachten religiösen Vorstellungen entbehren können, ein Idealbild — doch suchen wir vorerst den Ring wieder, der uns verloren gegangen zu sein scheint, „der die Wunderkraft besitzt, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm."

Es war Mitternacht geworden. Noch waren elf Redner eingeschrieben, ein Schlußantrag wurde abgelehnt. Immer und immer wieder erschienen neue Wortkämpfer auf der Bühne; harte Angriffe erfolgten auf den Redner des Abends und auch auf die Diskutirenden. Die bekannten Redensarten: „ich bin von meinem verehrten Vorredner mißverstanden," oder „der verehrte Vorredner hat sich in Widersprüche verwickelt" u. s. w., Redensarten, die der genau kennt, der Volksversammlungen besucht, tönten stets von neuem an das ermüdete Ohr.

Ich wollte aufbrechen, mein Nachbar versuchte mich zurückzuhalten, denn „nun würde es erst interessant." Ich blickte um mich, teilweise müde aussehende Gesichter, einige ältere Männer schliefen, die jüngern waren lebhaft und zeigten noch Kampfesmut. Wächter saß am Tische und notirte eifrig die Bemerkungen der Redner, die er wohl zu beantworten gedachte. Dann und wann flog ein Lächeln über sein bleiches Gesicht, wenn man ihn in humoristischer Weise angriff. Eine tiefe Trauer erfüllte mich. Meine Gedanken wanderten weiter und weiter. Ich sah im Geiste den einsamen Denker auf Palästinas Gefilden, ich versuchte mir klar zu machen, was er wohl thäte, wenn er plötzlich in dieser Versammlung zugegen sein würde; ich fand eine Antwort nur, indem ich des Wortes des Scheidenden dachte: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Es sind Suchende, diese Leute, die sich Atheisten nennen, das weiß ich seit diesem Abend.

Wer wird ihnen den Pfad finden helfen, wer wird das Wort von Herz zu Herzen treffen, wer wird ihnen den Glauben, das Vertrauen auf eine Liebe Gottes wiedergeben?

Nur die, die nicht allein Religion predigen, sondern auch Religion leben, nur sie sind berufen, Versöhnung zu bringen. M C

(Das Ei des Kolumbus) möchte man eine Entscheidung des Herzoglich Gothaischen Staatsministeriums nennen, die im Folgenden mitgeteilt werden soll. Es handelt sich um die Beschaffung eines Raumes zum Konfirmandenunterricht in Georgenthal, wo die Schulgemeinde ihren Schulsaal für den gedachten Zweck nur unter der Bedingung freigeben wollte, daß der Pfarrer persönlich für etwaige Beschädigung des Saals und des Inventars zu haften sich verpflichtete. In dieser Sache hat das Ministerium nach einer Mitteilung des Pfarrervereinsblattes den folgenden Bescheid gegeben: „Da es zu den Obliegenheiten des Pfarrers gehört, den Konfirmanden den zur Vorbereitung zur Konfirmation erforderlichen Unterricht zu erteilen, besteht für ihn auch die Verpflichtung, die zur Erteilung dieses lediglich kirchlichen Zwecken dienenden Unterrichts erforderlichen Räumlichkeiten selbst und zwar möglichst im Pfarrhause vorzuhalten. Die dem Pfarrer hierfür zu gewährende Gegenleistung besteht in dem zum Pfründeneinkommen der Geistlichen gehörigen Bezuge der Stolgebühren resp. der jetzt an deren Stelle getretenen Stolgebührenentschädigung."

Wenn nach der Logik dieses Erlasses alle Beamten gehalten würden, Diensträume und Betriebsmittel aus ihrem Gehalte selbst zu beschaffen, so würden die Etats sämtlicher deutschen Staaten bald aufs beste balanciren. H-Zw

(Gedichte) von Carl Edel. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1894. 2,80 Mk., geb. 3,60 Mk.

Ein kleines Bändchen, aus dem Nachlasse eines 1890 verstorbnen

Juristen und Politikers aus der alten idealistischen Schule, von seiner auch durch mehrere poetische Veröffentlichungen bekannten Tochter Hauser-Edel herausgegeben. Mancherlei Stoffe des Menschenlebens sind darin behandelt. Zumeist berührt uns die feine sinnige Naturbetrachtung. Durchweg durchzieht die Lieder eine elegische Stimmung. Die Krone des Ganzen sind wohl die unter dem Titel „Religiöse Stimmungen“ zusammengestellten Gedichte, wennschon der warme Glaubenston des — übrigens katholischen — Verfassers auch sonst oft durchklingt. Als Probe möge dienen ein Zeugnis wahrhaft großer Hingabe an Gottes Willen (S. 135):

In Leiden

O Du, von dem die Freude kam,
Die mir Dein heilger Ratschluß nahm,
O Du, von dem mein Kummer kommt,
Du weißt gewiß, wozu er frommt.

Ist meinem Blick auch nicht sogleich
Stets offenbar Dein Fingerzeig,
Ich beug das Knie und bete still:
Geschehe, wie mein Vater will!

Wenn Du mit Freude mich gelabt,
Wenn Du mit Wohlthat mich begabt,
Und wenn Du nahmst, was schädlich ist,
Du liebst mich gleich zu jeder Frist.

v D

(Moderne Schriftkenntnis) In der von Professor D. Sachsse herausgegebnen Zeitschrift „Halte was du hast“ veröffentlichte jüngst (1894, S. 387) ein evangelischer Geistlicher eine Predigtmeditation, deren Einleitung von dem Worte Omnis homo mendax, „jeder Mensch ist ein Lügner“ ausgeht. Diesen Ausspruch in solch kühner Allgemeinheit habe einst — Thomas a Kempis gethan; er finde sich in dem Buche „Von der Nachahmung Christi“; worauf dann über diesen Mann und sein Buch einige Belehrungen gegeben werden. Darauf fährt der Prediger fort: „Wir möchten heutzutage keinem raten, diesen Ausspruch zu wiederholen.“ — Mit Beschämung muß man konstatiren, daß betreffender Prediger, der über diese „Aburteilung des Thomas a Kempis“ Betrachtungen anstellt, weder Psalm 116, 11 noch Röm. 3, 4 zu kennen scheint.

G K

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein **Cand. theol.**, der sein erstes Examen best., sucht sob. als möglich eine Hauslehrerstelle. Gefl. Ausk. ert. gern die Herren Prof. **D. Loofs-Halle a. S.** u. Sup. Prof. **Martins-Merseburg.** Off. sub **A. M. 6009** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Halle a. S.**

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 20: Blicke auf unser öffentliches Leben — Das Shakespearegeheimnis — Henrik Ibsen (Schluß) — Eisenbahntarifreform — Die Kollegen in Intschede — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung des deutsch. Protestantismus

von einem christlichen Theologen

Broschirt 2 Mark

Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.

Soeben erschienen:

von Starck, Pastor, **Palästina und Syrien** vom Anfang der Geschichte bis zum Siege des Islam. Lexikalisches Hilfsbuch für Freunde des heiligen Landes. Gr. 8⁰. VIII, 168 S. M. 4.50.

Knoke, D. K., ord. Professor in Göttingen, **Grundriss der Pädagogik** und ihrer Geschichte seit dem Zeitalter des Humanismus. Vom evangelischen Standpunkte dargestellt. VIII, 226 S. gr. 8⁰. M. 4.—, in Kalikoband M. 5.—.

Kamphausen, D. **Adolf,** ord. Professor in Bonn, **Die berichtigte Lutherbibel.** Rektoratsrede mit Anmerkungen. Gr. 8⁰. 66 S. M. 1.50.

Simons, Lic. **Ed.,** Privatdozent in Bonn, **Eine altkölnische Seelsorgergemeinde** als Vorbild für die Gegenwart. Antrittsvorlesung. 8⁰. 27 S. —.60.

Unter Bezugnahme auf das Nachwort des Herausgebers der **Christlichen Welt** zu dem Artikel: Das Alte Testament u. s. w., in Nr. 18, 1894, mache ich auf folgende in meinem Verlage erschienene

Werke zum christlichen Verständnis des Alten Testaments

aufmerksam:

Die Heilige Schrift des Alten Testaments, mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben von D. **E. Kautzsch,** Prof. in Halle. Zweite Subskr.-Ausg. Mit einer Einbanddecke 15 Mk., mit zwei Einbanddecken (Text und Beilagen) 16 Mk.

Köstlin, Fr., Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen. Mit 6 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. 1,60 Mk., geb. 2,10 Mk.

Smend, R., Lehrbuch der alttestamentl. Religionsgeschichte. 12 Mk., geb. 14,50 Mk.

Smith, W. Robertson, Das Alte Testament, seine Entstehung und Ueberlieferung. Grundzüge der alttestamentl. Kritik in populär wissenschaftlichen Vorlesungen dargestellt. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals: The Old Testament in the Jewish Church, ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr. **J. W. Rothstein,** Lic. und a. o. Professor der Theologie in Halle a. S. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.

Kuenen, A., Gesammelte Abhandlungen zur biblischen Wissenschaft. Aus dem Holländischen übersetzt von Professor D. **K. Budde** in Straßburg. Mit Bildnis und Schriftenverzeichnis. 12 Mk., geb. 14,50 Mk.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. Br. und Leipzig

Kürzlich ist erschienen:

Grundriß der christlichen Apologetik von D. **Hermann Schultz.** Geh. 2,20 Mk., geb. 2,80 Mk.

„Dieser Grundriß ist durchaus nicht nur für Theologen verständlich, sondern kann von jedem gebildeten Christen mit Genuß gelesen werden.“ (Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz 1894, Nr. 10.)

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Grundemann, D. R., **Missions-Studien und Kritiken** in Verbindg. mit e. Reise nach Indien. 2 M., geb. 2,80 M.
Roy, H., Zinzendorfs Anweisungen f. d. Missionsarbeit. 50 Pf.
Stein, E., Das Missionssendschreiben St. Pauli an die Kolosser in Missionsbetrachtungen ausgelegt u. durch Beispiele illustrirt. 2,40 M., geb. 3 M.

Gemeinde **Hammer a. H.** bei **Wilhelmsdorf** in **Pommern** mit etwa 800 Seelen sehr armer Bevölkerung, bestehend aus Waldarbeitern und kleinen Kolonisten, hält, weil ohne Kirche, ihre Gottesdienste im Schulzimmer. In diesem Raum, der kaum 80 Schulkinder faßt, müssen über 100 Erwachsene Platz suchen. Unter solchen drückenden Verhältnissen bittet die Gemeinde, die bei ihrer gänzlichen Mittellosigkeit — nur drei Mitglieder zahlen Einkommensteuer — doch die Kosten der Wohnung für den Prediger aufbringt, alle diesen kirchlichen Notstand mitfühlenden und mittragenden Herzen, ihr die Mittel zu einem Kirchbau beschaffen zu helfen. Römer 12, 13.

Beiträge werden erbeten an die Expedition dieses Blattes oder an die Unterzeichneten

Boeck, Prediger — Radeloff, Lehrer
Appelhagen, Gemeindevorsteher — Lindner, Zimmermeister

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig